

Erich Schwinge

# Bilanz der Kriegsgeneration

Mit einem Vorwort von  
Brigadegeneral a.D. Heinz Karst

Universitas

**Erich Schwinge, der international  
geachtete Jurist, ergreift Partei  
für die über Jahrzehnte verfemte  
und geschmähte Kriegsgeneration  
— ob Zivilbevölkerung oder  
Wehrmachtsangehörige —,  
ohne die Greuel und die  
Verbrechen zu verharmlosen oder  
zu verschweigen.**

**Auf der Basis von Archiven und  
Dokumenten der ehemaligen  
Kriegsgegner entstand dabei  
ein wissenschaftlich objektives  
und um nüchterne Identität  
bemühtes Bild.**

ISBN 3-8004-1352-3



9 783800 413522

»Einige Jahre vor seinem Tod äußerte Präsident Truman einem Journalisten gegenüber: »Geschichte wird immer von den Siegern geschrieben!« Truman war bekanntlich historisch sehr interessiert und außerordentlich belesen. Was er gesagt hat, war nicht neu, daß aber gerade er so etwas sagte, ist für uns Deutsche von besonderem Interesse, weil er zuerst einer unserer wichtigsten Gegenspieler war, später aber mit dem Marshall-Plan den ersten Anstoß für unseren Wiederaufstieg gab. Wenn ein solcher Mann offen einräumt, daß ein von den Siegern entworfenes Geschichtsbild immer einseitig sein wird, so liegt darin unausgesprochen die Aufforderung, auf seiten der Besiegten für die notwendigen Korrekturen zu sorgen.«

Der erfahrene und international geachtete Jurist und Strafverteidiger Professor Dr. Erich Schwinge, Experte im Kriegsvölkerrecht und Militärstrafrecht, hat den Mut besessen, seine sprachliche Prägnanz und seine zähe Ausdauer um der geschichtlichen Wahrheit willen einzusetzen und, ohne nach rechts und links zu blicken

oder sich durch zeitgemäße Zugeständnisse abzusichern, seine »Bilanz der Kriegsgeneration« als einen tiefgreifenden Beitrag zur Zeitgeschichte vorzulegen.

Gestützt auf Äußerungen ehemaliger Feinde, seien es Politiker, einfache Soldaten oder hohe Militärs, verfaßte Erich Schwinge ein Werk, das sich durch nüchterne Entschiedenheit und den Willen zu wissenschaftlicher Objektivität auszeichnet.

Prof. Dr. Erich Schwinge, 1903–1994, Experte für Militärstraf- und Kriegsvölkerrecht, war von 1947 bis 1959 Verteidiger zahlreicher deutscher Kriegsgefangener vor französischen, englischen und italienischen Militärgerichten und verfaßte zahlreiche juristische und historische Untersuchungen. Die unter dem Pseudonym Maximilian Jacta erschienenen zwölf Bände »Berühmte Strafprozesse« wurden in fünf Sprachen übersetzt, »Der Beruf des Juristen« auf Wunsch des japanischen Justizministeriums gar ins Japanische. Bei Universitas erschien »Der Staatsmann. Anspruch und Wirklichkeit in der Politik«.

Erich Schwinge

# Bilanz der Kriegsgeneration

*Mit einem Vorwort von  
Brigadegeneral a.D. Heinz Karst*

Universitas

© 1. bis 15. Auflage by N.G. Eiwert Verlag, Marburg  
© 16. Auflage by ARNDT-Verlag, Kiel

© 1997 by Universitas Verlag in  
E.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlag: Wolfgang Heinzel  
Satz + Druck: Jos. C. Huber KG, Diessen  
Binden: Buchbinderei Oldenbourg, München  
Printed in Germany  
ISBN 3-8004-1352-3

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

# Inhalt

Geleitwort von  
Brigadegeneral a.D. Heinz Karst ..... 9

Vorwort zur 1. Auflage: Bilanz der  
Kriegsgenerationen ..... 13

## **Kapitel I:**

**Die Holocaust-Kampagne** ..... 17

## **Kapitel II:**

**Wie es zur NS-Herrschaft kam** ..... 35

Der europäische Paria..... 36

«Der George Washington von Deutschland» . . 42

## **Kapitel III:**

**Gab es Chancen für eine gewaltsame  
Beseitigung des NS-Regimes?** ..... 61

Bedingungslose Kapitulation als Kriegsziel .... 65

Roosevelt und Churchill als fragwürdige Sachwalter der freien Welt .....	81
Und das war der Mann, dessen Händen das Schicksal der freien Welt anvertraut war .....	89
Stalin als Verhandlungspartner .....	102

#### **Kapitel IV:**

<b>Die militärische Leistung der Deutschen im Krieg</b> .....	107
«Geborene Soldaten» .....	108
Unerschütterliche Kampfmoral .....	112
Das Wunder im Osten .....	115
Die Rote Armee als Gegner .....	117
Die Rettung Westeuropas.....	122
Das Wunder im Westen.....	130

#### **Kapitel V:**

<b>Die deutsche Zivilbevölkerung unter alliierterm Luftkriegsterror</b> .....	141
Feuersturm über Hamburg .....	150
«The Holocaust of Dresden» .....	155
Churchill und der Angriff auf Dresden .....	159

## **Kapitel VI:**

<b>Die Entwicklung nach dem Krieg</b> .....	173
Das Stuttgarter Schuldbekenntnis .....	173
Das Wirtschaftswunder .....	183
Das Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem ...	191

## **Kapitel VII:**

<b>Gesamtwertung</b> .....	197
----------------------------	-----

## **ANHANG:**

Brief Roosevelts an Pius XII. vom 3. Sept. 1941 ..	205
Personenregister .....	211
Schrifttums-Nachweise .....	221

## Geleitwort

VON BRIGADEGENERAL A.D. HEINZ KARST

«Bilanz der Kriegsgeneration» nannte 1979 ein deutscher Experte für Militärrecht und Kriegsvölkerrecht, Professor Dr. Erich Schwinge, seine verdienstvolle Studie, die bisher 16 Auflagen erlebte. Ihr Autor war lange Zeit ordentlicher Professor der Rechte an den Universitäten Halle, Marburg, Wien und wieder Marburg. Er hatte sich nicht nur als Jurist einen Namen gemacht. Zwischen 1946 und 1959 verteidigte der 1903 geborene und im April 1994 verstorbene Hochschullehrer deutsche Soldaten vor britischen, italienischen und (vor allem) französischen Militärgerichten.

Er gewann dabei wie wenige seiner Kollegen einen tiefen Einblick in Glanz und Elend, in Schuld und Verhängnis von Wehrmachtsangehörigen, die als Waffenträger des grössenwahnsinnigen Diktators der falschen Fahne folgten. Sie setzten mit einem Wort des französischen Staatspräsidenten François Mitterrand vom 8. Mai 1995 «ihr Leben mutig für eine schlechte Sache ein» und erfuhren oft erst nach Kriegsende, dass und wie schlecht

sie war; viele erkannten das mit Scham und Trauer, andere mit Resignation oder Trotz.

Der ehemalige Bundespräsident Walter Scheel, Nachtjagdoffizier im 2. Weltkrieg, bemerkte dazu auf dem Deutschen Historikertag 1976: «In den letzten Weltkrieg ist unser verblendetes Volk mit dem Gefühl subjektiver Schuldlosigkeit gezogen; die militärischen Leistungen des deutschen Soldaten sind anders nicht erklärbar.»

Weder Schwinge noch andere ernsthafte Forscher oder Zeitzeugen streiten ab, dass in der übereilt aufgebauten Wehrmacht, die knapp 4½ Jahre alt war, als sie in den Krieg ziehen musste, Minderheiten, nicht «Millionen» von Uniformträgern, auch aus den Reihen der Wehrmacht im Osten Verbrechen begangen haben, die den besten Traditionen des deutschen Soldaten ins Gesicht schlugen. Die Masse der Soldaten zu Wasser, in der Luft und zu Land kämpfte mit Bravour und in soldatischer Haltung. Das wird in der einschlägigen Literatur der ehemaligen Feindländer, selbst von Marschall Schukow, ebenso wie von Politikern, Wissenschaftlern und Publizisten anerkannt.

Schwinge stiess im Zuge seiner Forschungen, vor allem in den Archiven der früheren Feindmächte, auf das Phänomen, dass dort bei allem Abscheu vor der verbrecherischen Führung des Reiches dessen Soldaten vielfach Anerkennung finden, während bittere Kritik an der militärischen Führung vorherrscht. Schon in der Deutschland-Debatte des Britischen Unterhauses vom 28. März 1950 hatte der Labour-Abgeordnete Richard

Crossman erklärt, die Deutschen seien «as soldiers better than all the rest of us together» gewesen. 1996 sekundiert der französische Historiker Philippe Masson in seinem lesenswerten Buch «Die deutsche Armee. Geschichte der Wehrmacht 1935-1945»: «Den ganzen Krieg über und auf allen Gebieten ist die Wehrmacht ein Modell für alle feindlichen Armeen.»

Professor Schwinge hat mit sprachlicher Prägnanz und mit Ausdauer um der geschichtlichen Wahrheit willen, nicht um zu rechtfertigen, seine Studie mehrfach überarbeitet und, ohne nach rechts oder links zu schauen oder sich durch zeitgemässe Zugeständnisse abzusiichern, einen für Deutschland wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte und zu einem überaus kontroversen Thema vorgelegt. Dies hat Schwinge freilich auch Kritik und das Prädikat «umstritten» eingebracht. Doch wer heutzutage mit Zivilcourage Profil zeigt, ist fast immer umstritten.

Mehr denn je ist zu begrüßen, dass dieses wichtige Buch wieder erscheint, steht doch eine andere «Bilanz der Kriegsgeneration» derzeit auf der Tagesordnung. Bei verbreitetem Opportunismus in der «Schweigespирale», wie Elisabeth Noelle-Neumann sie taufte, haben die Medien seit 1979 Schwinges Buch nur selten erwähnt und besprochen. Ganz anders ergeht es jetzt der Reemtsma-Wanderausstellung «Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944», die unablässig von Medien begleitet und in manchen fast verherrlicht wird.

Die rechtsstaatliche Demokratie der Deutschen, hoch anerkannt in der Völkergemeinschaft, ist ebenso wie unsere Bundeswehr überwiegend von ehemaligen Angehörigen der Wehrmacht aufgebaut worden. In der Bundeswehr dienten und dienen Söhne und Enkel der nach dem Urteil der Welt, selbst im Nürnberger Tribunal, keineswegs pauschal verurteilten deutschen Soldaten. Es ist daher eminent wichtig, dass Schwinges «Bilanz der Kriegsgeneration» einer – nicht selten geschichtsfernen – jungen Generation hilft, kein einseitiges Feindbild von der Wehrmacht, also der Welt ihrer Grossväter und Väter, zu bekommen, sondern ein um Gerechtigkeit und Objektivität bemühtes Bild. Daran fehlt es der Ausstellung über die Wehrmacht, die sogar Soldaten des Widerstands gegen Hitler nicht gelten lässt. Und das in einer Situation, in der die Bundeswehr unter dem Mandat der Vereinten Nationen zum ersten Mal ausserhalb des Beistandsgebiets der NATO humanitäre Einsätze in Somalia und in Kambodscha, im Irak und in Bosnien durchführte und durchführt, in denen im Extremfall Verwundung oder Tod nicht auszuschliessen sind.

Schwinges Buch ist, ohne die verbrecherische Diktatur Hitlers auch nur im Geringsten auszuklammern, ein lehrreiches Werk, das an Aktualität nichts verloren hat.

*Heinz Karst*, Brigadegeneral a.D.

Mai 1997

## VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

### Bilanz der Kriegsgeneration

Einige Jahre vor seinem Tod äusserte Präsident Truman einem Journalisten gegenüber: «Geschichte wird immer von den Siegern geschrieben!» Truman war bekanntlich historisch sehr interessiert und ausserordentlich belesen. Was er gesagt hat, war nicht neu, dass aber gerade er so etwas sagte, ist für uns Deutsche von besonderem Interesse, weil er zuerst einer unserer wichtigsten Gegenspieler war, später aber mit dem Marshall-Plan den ersten Anstoss für unseren Wiederaufstieg gab. Wenn ein solcher Mann offen einräumt, dass ein von den Siegern entworfenes Geschichtsbild immer einseitig sein wird, so liegt darin unausgesprochen die Aufforderung, auf Seiten der Besiegten für die notwendigen Korrekturen zu sorgen.

Bei uns ist in dieser Hinsicht noch nicht allzuviel geschehen. Über die Ereignisse, die in dieser Schrift behandelt werden, habe ich in den letzten 15 Jahren manchmal vor Studenten Vorträge gehalten. Hinterher wurde mir von meinen Hörern regelmässig gesagt, ihnen sei von dem, was ich ihnen vorgetragen hatte, nicht viel bekannt gewesen. Wenn es schon in den Reihen der

Jungakademiker so aussieht, wie mag der Wissensstand erst in den breiten Massen unseres Volkes beschaffen sein?

In dieser Unorientiertheit liegt offenbar die Erklärung dafür, dass sich in den jungen Menschen von heute ein Bild festsetzen konnte, das für die Generation derer, die heute 50 Jahre alt und älter sind – ich nenne sie die «Kriegsgeneration» –, wenig vorteilhaft ist. Wer die Tatsachen und Zusammenhänge nicht kennt, wird sie leicht als Generation von Versagern einstufen. Dass aber diese Generation in einer der stürmischsten Perioden der Weltgeschichte Ungeheures ertragen und geleistet hat, ist in das Bewusstsein der nachfolgenden Jahrgänge entweder nicht eingedrungen oder daraus wieder verdrängt worden.

Obwohl man oft den Eindruck hat, dass bei vielen dieser jungen Menschen das Bild der Zeit von 1933-1945 historisch schon festgeschrieben ist, hoffe ich, dass sich doch der oder jener unter ihnen mit der vorliegenden Bilanz beschäftigen und seine Ansichten überprüfen wird. Freilich wird es nicht leicht sein, das, was durch Schulen und Massenmedien in die Köpfe hineingebracht worden ist, daraus wieder zu entfernen. Man darf aber die Hoffnung nicht aufgeben, dass sich am Ende die Wahrheit doch durchsetzt und die Nachgeborenen begreifen, was ihre Väter und Grossväter, ihre Mütter und Grossmütter in einer Zeit, die das Letzte von ihnen forderte, ertragen, erlitten und geschafft haben. Es waren Leistungen von solcher Grösse, dass sie Anspruch darauf erheben dür-

fen, in das voile Licht der Geschichte gerückt und entsprechend gewürdigt zu werden.

Dem Leser dieses Buches wird auffallen, dass bei der Schilderung dessen, was das deutsche Volk in schwerer Zeit geleistet hat, fast nur ausländische Stimmen zitiert werden. Das hat seinen guten Grund. Das deutsche Schrifttum weiss aus der Zeit des Krieges fast nur Negatives zu berichten, es rückt das gesamte Geschehen in eine trostlose Düsternis, die alles, was an Positivem zu berichten wäre, überdeckt und aus dem historischen Blickfeld verschwinden lässt. Kein Wunder, dass sich bei uns viele von dem, was wir Zeitgeschichte nennen, abwenden; sie haben nicht die Überzeugung, objektiv und ausgewogen informiert zu werden. Wer sich z.B. über die Leistungen des deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg sachgemäss und umfassend informieren will, muss heutzutage zu den Memoiren der Feldherren der einstigen Feindmächte greifen – ein sonderbarer Zustand.

Marburg, 1978

*Erich Schwinge*

## Kapitel I:

### Die Holocaust-Kampagne

Was Ansehen und Ruf des deutschen Volkes im Ausland betrifft, so stehen wir einer Entwicklung gegenüber, die keinen Deutschen gleichgültig lassen kann. Wir sind im Begriff, ein Kainszeichen aufgebrannt zu erhalten, das heisst vor der Geschichte als ein Volk von Brudermördern hingestellt zu werden.

Am 1. Oktober 1965 war in der ‚New Yorker Staatszeitung‘ zu lesen: «Ist es ein Zufall, dass man kaum noch ein Fernsehprogramm einstellen kann, ohne nicht früher oder später mit ansehen zu müssen, wie nicht nur der deutsche Soldat, der seinen Stellungsbefehl genauso befolgen musste wie der amerikanische, sondern das gesamte deutsche Volk als unmenschlich oder idiotisch dargestellt werden? Oder ist es ein Zufall, dass zur gleichen Zeit auch in England, wo es heute zur grossen Mode gehört, gegen Deutschland zu hetzen, solche Filme am laufenden Band gezeigt werden?»

Die Zeitung ist der Meinung, dass hier «internationale Giftstreuer» am Werke seien, auf deren Konto diese

grossangelegte Hetzkampagne gegen alles, was deutsch ist, zu schreiben sei.

Seit 1965 hat diese Hetzkampagne an Umfang und Intensität noch zugenommen. Ende Mai 1978 schrieb das angesehene britische Nachrichtenmagazin ‚The Economist‘ «Jede Woche wird Kindern ein frei erfundenes, wiedergekäutes Zeug über den Zweiten Weltkrieg angeboten, bei dem die Deutschen bestenfalls als dumm und schlimmstenfalls als fürchterlich brutal und tückisch dargestellt werden. Etwa jeden Monat wird Kindern und Erwachsenen ... eine Mischung aus Tatsachen und Erfindungen vorgeführt, in der die Deutschen im selben Licht gezeigt werden. Der mutige oder gar der gute Deutsche ist selten zu sehen. Der durchschnittliche Deutsche ist ein Verbrecher in brauner, grauer oder gar schwarzer Uniform ...»

Dahin also sind wir gekommen: Der durchschnittliche Deutsche ein Verbrecher! Der ‚Economist‘ sagt, die Briten würden es sich nicht gefallen lassen, wenn jemand von ihnen ein solches Bild zeichnete. Was aber tun die Deutschen? Sie nehmen es schweigend hin, wenn sie fortgesetzt belastet und diffamiert werden. Kein Wunder, dass sich in der Welt der Eindruck festsetzen konnte, dass alle Deutschen von den Untaten, deren sich Angehörige des deutschen Volkes schuldig gemacht haben, gewusst und sie gebilligt hätten. Wie leicht heutzutage derartige massive Beschuldigungen Glauben finden, wird durch eine Bemerkung des amerikanischen

Generals M.B. Ridg-way illustriert. In den Erinnerungen dieses einstigen Oberbefehlshabers der Nato-Streitkräfte in Europa (1956 unter dem Titel «Soldier» in New York erschienen) wird allen Ernstes behauptet, die schrecklichen Dinge, die in den Konzentrationslagern geschehen sind, seien von dem deutschen Volke geduldet und widerspruchslos nachgesehen («condoned») worden.

Man hätte erwarten dürfen, ein Offizier, der eine so hohe Stellung eingenommen hat, werde mit Kollektiwerdächtigungen vorsichtiger verfahren. Der Vorfall zeigt, dass derartige Parolen unüberprüft mitunter auch von solchen übernommen werden, die sich sonst genau überlegen, was sie vor der Öffentlichkeit äussern.

Es sollte aber noch viel schlimmer kommen. Im April 1978 wurde in den USA unter dem Titel «The Holocaust» eine Television-Folge von insgesamt neunehnhalfstündiger Dauer ausgestrahlt, in der die Vernichtungsaktionen geschildert wurden, deren Opfer europäische Juden waren. Das Drehbuch hatte der Amerikaner Gerald Green verfasst, und zwar auf der Grundlage seines Romans «The Holocaust». Für den Film wurde in ganz Amerika die Reklametrommel gerührt. Ein 16seitiges Begleitheft wurde in einer Auflage von 10 Millionen Exemplaren gedruckt, wovon etwa eine Million in den Schulen kostenlos verteilt wurden. In manchen Schulen wurde das Heft zur Pflichtlektüre gemacht. In einer Publikation der Zeitschrift ,The Records die unter dem Titel «The Holocaust in History» («Die Geschichte des

Holocaust») von der B'nai B'rith im ganzen Lande zur Verbreitung kam, wurde versucht, der Kampagne eine dokumentarische Grundlage zu verschaffen. Dabei wurden die Vernichtungsaktionen in Auschwitz und anderen Konzentrationslagern so dargestellt, als ob das ganze deutsche Volk darüber unterrichtet gewesen wäre und alles gebilligt hätte.

In einer Mitte 1978 von Roselle Chartock und Jack Spencer in Zusammenarbeit mit der Anti-Defamation League von B'nai B'rith veröffentlichten umfangreichen Dokumentation (Titel: «The Holocaust Years: Society on Trial») wurde diese Beschuldigung wiederholt, zugleich allerdings dadurch erweitert, dass anderen Nationen – den Rumänen, den Ungarn und der gesamten Umwelt, die den Geschehnissen tatenlos zugesehen haben – Mitverantwortung aufgebürdet wurde. Mittlerweile hat der Verlag Bantam Books eine ganze Schriftenreihe herausgebracht, die ausschliesslich «Holocaust»-Geschehnisse zum Gegenstand hat.

Demgegenüber muss mit Nachdruck betont werden, dass nur wenige Deutsche von Vernichtungsaktionen gewusst haben; gebilligt hätte sie mit Sicherheit nur ein verschwindender Bruchteil des deutschen Volkes. Da diese Vorgänge mit strengstem Geheimnis umgeben wurden, waren die Namen Auschwitz und Bergen-Belsen bis zum Sommer 1945 in Deutschland nur ganz wenigen bekannt. War etwas durchgesickert, fand es in aller Regel keinen Glauben. Dass Menschen durch Deutsche in Massen der Vernichtung zugeführt werden könn-

ten, überstieg das Vorstellungsvermögen des deutschen Volkes.

Wie sehr das, was den Juden unter der Herrschaft des Nationalsozialismus angetan worden ist, in unvereinbarem Gegensatz zu der Einstellung steht, die man ihnen während der vorausgegangenen eineinhalb Jahrhunderte entgegengebracht hatte, soll durch einige Hinweise verdeutlicht werden.

Im November 1881 äusserte Reichskanzler Fürst Bismarck auf die Frage, ob er mit der antisemitischen Bewegung einverstanden sei: «Nichts kann unrichtiger sein. Ich missbillige ganz entschieden diesen Kampf gegen die Juden, sei es, dass er auf konfessioneller oder gar auf der Grundlage der Abstammung sich bewege ... Dass die Juden mit Vorliebe sich mit Handelsgeschäften befassen, nun, das ist Geschmackssache; durch ihre frühere Ausschliessung von anderen Berufsarten mag das wohl begründet sein. Aber sicherlich berechtigt es nicht, über die grössere Wohlhabenheit jene aufreizenden Äusserungen zu tun, die ich durchaus verwerflich finde, weil sie den Neid und die Missgunst der Menge erregen. Ich werde niemals darauf eingehen, dass den Juden die ihnen verfassungsmässig zustehenden Rechte in irgendeiner Weise verkümmert werden.»

Das waren klare Worte. Zur Kennzeichnung der Lage sei an dieser Stelle nur auf Eduard von Simson (1810-1899, geadelt 1888) hingewiesen. Das Leben dieses Mannes von rein jüdischer Abstammung zeigt, was ein Jude im Deutschen Reich alles werden konnte: 1848 Prä-

sident der Frankfurter Nationalversammlung; im April 1849 führendes Mitglied einer Abordnung, die Friedrich Wilhelm IV. von Preussen die Kaiserkrone anbot; von 1867 bis 1873 erst Präsident des Norddeutschen und dann des Deutschen Reichstags; im Dezember 1870 Chef der Delegation, die Wilhelm I. in Versailles die Bitte des Reichstags um Annahme der Kaiserwürde überbrachte, von 1879 bis 1891 als Reichsgerichtspräsident höchster Richter des Reiches. Unter Wilhelm II. gab es eine Anzahl dem Judentum entstammender Minister (z.B. Dernburg und Friedberg), und als während des Ersten Weltkrieges die deutschen und österreichischen Truppen Polen besetzten, wurden sie von der jüdischen Bevölkerung freundlich empfangen, und aus deren Mitte wurde vielerorten der Wunsch laut, bei der zu erwartenden territorialen Neugliederung möchte Polen dem Deutschen Reich zugeschlagen werden. Die Ostjuden hatten unter den Zaren zuviel gelitten, sie waren überzeugt, unter deutscher Herrschaft endlich eine gerechte und wohlwollende Behandlung zu finden.

In seinen Lebenserinnerungen («Mein Leben als deutscher Jude», München 1980) hat Nahum Goldmann, Mitgründer und späterer Präsident des Jüdischen Weltkongresses sowie führender Repräsentant anderer jüdischer Organisationen, erklärt: «Von der wirtschaftlichen Position her gesehen, konnte sich keine jüdische Minderheit in anderen Ländern, ja nicht einmal die amerikanische, mit den deutschen Juden messen.» Nach einem «meteoritenhaften Aufstieg» seit Mitte des 19. Jahrhun-

derts sei das Judentum nirgendwo so tief in der allgemeinen Ökonomie des Landes – Stahl, Eisen, Schwerindustrie, Hochfinanz, Schifffahrt – verwurzelt gewesen wie die deutschen Juden. Aber auch ihre Stellung im deutschen Geistesleben sei einzigartig gewesen: «In der Literatur waren sie durch glänzende Namen vertreten. Das Theater lag zu einem erheblichen Teil in ihren Händen. Die Tagespresse ... war weitgehend in jüdischem Besitz oder wurde journalistisch von Juden geleitet.» Abschliessend kommt Nahum Goldmann zu dem Ergebnis: «Die Geschichte der Juden in Deutschland von 1870 bis 1930 – das ist wohl der glänzendste Aufstieg, der einem Zweig des jüdischen Volkes geglückt ist.»

Es kann und soll nicht geleugnet werden, dass es auch schon vor Hitler antisemitische Strömungen gegeben hat und sie zeitweise sogar im Deutschen Reichstag Vertretung gefunden haben. Diese Kräfte waren aber bis zum Jahr 1930 politisch bedeutungslos. Die Judenpolitik, die unter dem Einfluss fanatischer antisemitischer Elemente seit 1933 betrieben wurde, bedeutete einen vollständigen Bruch mit der Tradition. Man muss bis zum Mittelalter zurückgehen, um auf Parallelen zu stossen.

Das, was im Zweiten Weltkrieg geschehen ist, kann man dem deutschen Volk als Ganzes nicht anlasten, weil es dank strengster Abschirmung gegen aussen den Menschen im Lande nicht bekannt geworden ist. Was ich nicht weiss, brauche ich nicht zu verantworten.

Man kann dafür das deutsche Volk als Gesamtheit ebenso wenig verantwortlich machen, wie man das russische Volk mit den Verbrechen Stalins belastet hat und belasten kann. Mit Recht hat sich die jüdische Welt immer wieder gegen die Kollektivschuldthese aufgelehnt, durch welche die Juden in ihrer Gesamtheit zu Christusmördern gestempelt worden sind. Das deutsche Volk ist im Begriff, das Opfer einer ähnlichen Kollektivschuldthese zu werden, und dem sollten wir Deutsche mit der gleichen Entschiedenheit entgetreten, wie die Juden es tun. Sie können uns darin Vorbild sein.

Die NS-Prozesse, mit denen die deutsche Justiz schon seit vielen Jahren beschäftigt ist, sollten in dieser Hinsicht eigentlich schon Klarheit geschaffen haben. Dass im Ausland der Tatsache, dass die Bundesrepublik Deutschland trotz der durch sie verursachten ungeheuren Kosten an diesen Prozessen festhält und sie noch viele Jahre fortzusetzen gedenkt, kaum Beachtung geschenkt wird, muss als bedauerlich bezeichnet werden.

Seit dem 8. Mai 1945 bis zum 1.1.1987 wurden in der Bundesrepublik Deutschland wegen nationalsozialistischer Verbrechen nicht weniger als 91.160 Ermittlungsverfahren eingeleitet, von denen 6.481 zu Verurteilungen führten. Am 1. Januar 1981 waren noch 1.112 Verfahren anhängig. Nach meiner Schätzung haben diese Prozesse den deutschen Steuerzahler bisher schon über 1 Milliarde DM gekostet. Sachkenner rechnen damit, dass diese NS-Prozesse die deutsche Justiz noch bis zur

Jahrhundertwende beschäftigen werden. Für den Bundeshaushalt würde das bedeuten, dass dafür noch mehrere 100 Millionen DM aufzuwenden wären.

Kein einziger anderer Staat hat bisher für die in seinem Namen verübten Straftaten die Täter in gleicher Weise zur Verantwortung gezogen. Verbrechen entsprechender Art blieben überall ungesühnt. Von dem Beispiel, das die Bundesrepublik Deutschland damit gegeben hat, findet sich in den Publikationen der Träger der Holocaust-Kampagne indessen nicht ein einziges Wort.

Wir Deutsche schulden Alexander Solschenizyn Dank dafür, dass er dieser historisch einmaligen gerichtlichen Massenverfolgung diejenige Würdigung hat zuteil werden lassen, die sie verdient. Ein Zahlenvergleich illustriert den Umfang: Während in der Bundesrepublik über 91.000 Ermittlungsverfahren eingeleitet wurden (mit rund 6.500 Verurteilungen), waren es in Sowjetrussland nur ein knappes Dutzend.

Bedauerlicherweise haben die Träger der grossen amerikanischen Diffamierungskampagne auch keinerlei Notiz davon genommen, was die Bundesrepublik Deutschland an Wiedergutmachungszahlungen an Israel sowie an Entschädigungen und Pensionen an Juden in aller Welt geleistet hat. Weder in dem Buch von G. Green noch in der Dokumentation von Chartock und Spencer findet sich ein Wort darüber. Dabei belaufen sich diese Beträge auf viele Milliarden Deutsche Mark.

Nahum Goldmann (der seinerzeit die Beträge ausgehandelt hat) hat die Totalleistungen der Bundesrepublik bis zum Jahre 1978 auf 60 Milliarden DM beziffert; davon seien 3 Milliarden an den Staat Israel und der Rest an jüdische Einzelpersonen gezahlt worden. In Zukunft seien noch 24 Milliarden DM zu leisten, so dass man im Endergebnis auf über 80 Milliarden DM kommen werde. Diese Angaben entsprechen ungefähr dem, was amtlich verlautbart worden ist.

In einem am 8. Juni 1981 in dem Magazin «Newsweek» veröffentlichten Leserbrief hat der damalige Bundespressechef mitgeteilt, die Gesamtsumme der «an Israel und die Holocaust-Überlebenden» geleisteten Zahlungen werde sich bis zum 31.12.1980 auf 63 Milliarden DM belaufen: 9,5 Milliarden Dollar seien noch zu zahlen (das entspräche einem Endbetrag von rund 73 Milliarden DM).

Das Bundesfinanzministerium hat dem Verfasser mitgeteilt, bis Ende 1982 seien an Wiedergutmachungsleistungen 86 Milliarden DM erbracht worden, darunter 3,45 Milliarden an Israel aufgrund des Israelvertrages. Offen blieb dabei die Frage, wieviel von den restlichen 82,55 Milliarden DM an jüdische Einzelpersonen gegangen ist. Was guter Wille hier getan hat, wird weithin nicht anerkannt. Das ist für uns Deutsche eine schmerzliche Tatsache. Denn die Bundesrepublik hätte ja das Beispiel der DDR nachahmen und unter Hinweis auf die Millionenzahlen der Flüchtlinge und sonstigen Kriegsoffer (rund 3 Millionen Gefallene und Vermisste, über

2 Millionen Tote unter den Heimatvertriebenen und rund 600.000 Luftkriegstote) Leistungen ebenfalls verweigern können. Sie hat es nicht getan, und das war gut so. Verdient das aber nicht Anerkennung?

Dass zahlreiche Juden, vor allem in den USA, dies einfach nicht zur Kenntnis nehmen, ist für uns hierzulande niederschmetternd. Das lässt die Frage entstehen: War das, was wir getan haben, um die von einem kleinen Kreis Eingeweihter hinter dem Rücken des deutschen Volkes verübten Verbrechen zu sühnen – war das alles umsonst? Wie es scheint, ging eine Sühneleistung von noch nie dagewesenem, säkulärem Ausmass in das Bewusstsein eines Teiles der Menschen, die sich als Angehörige von Opfern oder auch nur als Juden schlechthin von den Vernichtungsaktionen betroffen fühlen, entweder nicht ein oder wurde daraus ferngehalten oder verdrängt, und das ist offenbar die Erklärung dafür, weshalb es in den USA für die Deutschen keine Ruhe gibt und in den Medien eine Diffamierungswelle die andere ablöst. [Der Versuch, durch grosszügige Entschädigungsleistungen eine weltweite Atmosphäre der Versöhnung zu schaffen, muss deshalb – wie es scheint – als Fehlschlag bezeichnet werden.](#)

Seit Erscheinen der 1. Auflage dieser Schrift ist die Holocaust-Kampagne nun auch über das deutsche Volk hinweggegangen. Dabei wurden auch hierzulande die zwei für die Beurteilung der Vorgänge entscheidenden Fragen total ignoriert:

1. Wer hat in Deutschland von Vernichtungslagern gewusst, und wer hat sie gebilligt?
2. Wenn er etwas davon gewusst hat – was konnte er dagegen unternehmen?

Dass während des Krieges nur ein verschwindend geringer Prozentsatz des deutschen Volkes von Vernichtungsaktionen erfahren hat und dass die Namen Auschwitz, Bergen-Belsen, Majdanek usw. in Deutschland bis Mitte 1945 unbekannt waren, kam nicht zur Sprache. Ebenso wenig war die Rede davon, dass es – erstmalig in der deutschen Geschichte – eine militärische Erhebung gegeben hat, der zahlreiche Offiziere zum Opfer gefallen sind.

Erst in allerletzter Zeit sind in den USA Stimmen laut geworden, welche die Dinge richtigstellen. Im Jahre 1984 veröffentlichte Sarah Gordon unter dem Titel «Hitler, Germans and the Jewish Question»‘ («Hitler, die Deutschen und die Jüdische Frage’«) ein 412 Seiten umfassendes, mit nicht weniger als 1.329 Anmerkungen versehenes Buch, in dem auf S. 301 die Situation folgendermassen umschrieben wird: «Das Wissen oder auch nur Gerüchte um die Vergasungen, die bewusst geheimgehalten wurden, waren ausserhalb Ostdeutschlands äusserst selten, und so haben wir auch nur geringe Kenntnis von der deutschen Haltung gegenüber den Todeslagern ... Mehr noch, die Gerüchte wurden augenscheinlich mit Vorsicht aufgenommen, weil zu phantastisch, um Glauben zu finden; aber auch wenn sie geglaubt worden wären, hätte ein Einzelner oder eine

Gruppe gleichgesinnter Deutscher kaum etwas tun können, um die Vernichtung aufzuhalten. Nur die Kirchen oder die Armee mögen instande gewesen sein, einzuschreiten, es ist aber sehr zweifelhaft, ob ihr Dazwischentreten zu etwas mehr als zur Verhaftung und Exekution der Protestierenden und ihrer Familien geführt hätte. Hätte aber ein Einzelner auf sich allein gestellt gehandelt, hätte er nicht auf Unterstützung durch höhere Institutionen rechnen können.»

In einem umfangreichen Aufsatz, der zwei Jahre danach (1986) im Novemberheft der Monatszeitschrift ‚The American Spectator‘ erschien, hat sich der amerikanische Anwalt Franz Oppenheimer in gleichem Sinne geäußert (der Aufsatz wurde von der ‚FAZ‘ am 14.5. 1986 in deutscher Übertragung zur Kenntnis der deutschen Öffentlichkeit gebracht). «Es ist viel darüber gestritten worden», heisst es in dem Aufsatz, «wieviel ‚die Deutschen‘ von der äussersten Schrecklichkeit, den Gaskammern, wussten. Die direkt Beteiligten, die töteten und folterten, wussten es. Eine grössere Minderheit konnte davon erfahren haben, aber sie schlossen absichtlich Augen und Ohren. Noch mehr Leute hatten die Deportationen von Juden mit eigenen Augen gesehen, aber sie zogen vor zu glauben, dass sie ‚lediglich umgesiedelt‘ würden. Aber ebenso wahr ist, wie Sarah Gordon darlegt, dass das Naziregime sich grosse Mühe gab, seine Verbrechen zu verheimlichen. Juden wurden bei Nacht in verschiedenen öffentlichen und privaten Fahr-

zeugen, auch Möbelwagen, deportiert. Soldaten, die Zeugen von Erschiessungen von Juden und Polen im Osten gewesen waren, wurden mit Hinrichtung bedroht, falls sie enthüllen sollten, was sie gesehen hatten ... Berichte, die schliesslich durchsickerten, wurden zum grossen Teil von den Deutschen nicht geglaubt, ebenso wenig wie von den englischen, amerikanischen und vatikanischen Behörden ...»

Franz Oppenheimer schliesst an diesen Bericht die Bemerkung an: «Stalin und seine Nachfolger haben bis jetzt mehr Unschuldige ausgehungert, gefoltert und ermordet als selbst Hitler, aber wir hören nie von Anschuldigungen gegen die Russen, wie sie ständig gegen die Deutschen geschleudert wurden.»

Mit diesen Äusserungen haben Sarah Gordon und Franz Oppenheimer das bestätigt, was um die gleiche Zeit ein prominenter deutscher Publizist, Gerd Bucerius, Verleger und Herausgeber der ‚Zeit‘, verlautbart hat. Als Urenkel eines Juden und Ehemann einer Jüdin stand er dem Dritten Reich von Anfang an scharf ablehnend gegenüber. In einem Aufsatz, den er am 15. März 1985 in der ‚Zeit‘ veröffentlichte, machte Bucerius auf folgende Tatsachen aufmerksam: «Das Schlimmste, die Massenvernichtung von Juden, Zigeunern, sowjetischen Gefangenen, hat fast kein Deutscher gewusst. Kennzeichnend, auch die ausländischen Sender, von uns sorgfältig abgehört, berichteten nichts darüber. Das möchte ich hier wieder einmal bezeugen. Ich war eigentlich immer gut unterrichtet. Aber sogar von einem Konzentrationslager

in Neuengamme (nahe Hamburg) und von dem Vernichtungslager in Bergen-Belsen (siebzig Kilometer südlich Hamburgs) habe ich erst nach Kriegsende erfahren.» So also die Feststellung eines unverdächtigen Zeitzeugen deutscher Herkunft!

Die Vorführung des Holocaust-Films hat in der deutschen Presse viele bemerkenswerte Äusserungen hervorgerufen. Sehr eindrucksvoll war der im März-/April-Heft 1981 des ‚Criticon‘ erschienene Aufsatz von Armin Mohler: «Die Deutschen in der Mühle. Zum Stand der Vergangenheitsbewältigung nach ‚Holocaust‘ und nach der Anti-Diwald-Kampagne». Dieser Aufsatz sollte vor allem von der Jugend beachtet werden. Aufmerksamkeit verdient auch die gedankenreiche Schrift von Hans-Dietrich Sander: «Der nationale Imperativ» (Sinus-Verlag, 1980).

Bedeutsam ist auch ein am 2. Februar 1979 im ‚Rheinischen Merkur‘ veröffentlichter Aufsatz des amerikanischen Historikers und Völkerrechtlers Alfred de Zayas («Verformtes Deutschlandbild»). Der Verfasser weist darauf hin, dass das Thema «Holocaust» im Begriffe ist, das deutsche Volk in den USA bis in den Schulunterricht hinein endgültig mit der Verantwortung für die Vernichtungsaktionen in den Konzentrationslagern zu belasten. Dabei findet weder die deutsche Widerstandsbewegung die ihr zukommende Würdigung, noch werde das beachtet, was nach dem Krieg getan worden ist, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen und die Opfer bzw. ihre Hinterbliebenen zu entschädigen. Man gehe auch an al-

lem vorbei, was unter Stalin und nach dem Kriege geschehen sei.

Besonders beachtlich ist der am 3. Februar 1979 unter dem Titel «Holocaust-Masochismus» in der Wiener ‚Presse‘ erschienene Leitartikel (Verfasser Thomas Chorherr, der Chefredakteur der Zeitung). Darin wird gefordert, man solle dem Phänomen Holocaust jetzt energisch auf den Leib rücken und «sich nicht damit abfinden, das immerwährende Kainsmal tragen zu müssen». Eine politische Erbsünde gebe es nicht, hier aber werde versucht, eine aufzubauen. Der «Holocaust»-Film habe ein ganzes Land in einen riesigen Verhandlungssaal verwandelt, mit dem Ziel, nicht nur die Lebenden aller Altersstufen, sondern auch alle Ungeborenen mit einem gigantischen Schuldkomplex zu beladen. Eine solche den traditionellen Schuldbegriff sprengende Art von Kollektivschuld sei abzulehnen: «Vor einem ‚Holocaust‘-Masochismus», betonte der Verfasser, «kann nicht eindringlich genug gewarnt werden.»

Vor der Vergessenheit bewahrt zu werden, verdient auch der Aufsatz, den «Pankraz» am 10. März 1986 in der ‚Welt‘ veröffentlicht hat. Die Enthüllungskampagne gegen Kurt Waldheim, wird darin ausgeführt, sei typisch für die derzeit betriebene Vergangenheitsbewältigung. Die richte sich neuerdings nicht mehr nur gegen Einzelne, die sich möglicherweise schuldig gemacht hätten, «sondern gegen eine ganze Generation, nämlich gegen die deutsche und österreichische Kriegs- und Vorkriegsgeneration, der Waldheim entstammt. Es geht nicht mehr

um Schuld, sondern um Angehörigkeit. Die blosser Eintragung in irgendwelchen Pässen oder Organisationskladden, das blosser In-der-Nähe-gewesen-Sein genügt offenbar, damit einer aus den Reihen der Kriegs- und Vorkriegsgeneration der Kriminalisierung ausgesetzt wird.»

Mit dem Schwinden des konkreten Einzelwissens sei die Zahl der Pauschalbeschuldigungen und Kollektivbezeichnungen gewaltig angestiegen, und es sei jetzt praktisch die gesamte Kriegs- und Nachkriegsgeneration auf die Anklagebank gesetzt. Da die Zahl derer, die sich wehren könnten, ständig geringer werde, sei es den Jüngeren leicht, Selbstgefälligkeit zu üben und über die grossartigen Wiederaufbauleistungen hinwegzusehen, welche die Älteren erbracht hätten. Sich zu Dauerrichtern über die Väter und Grossväter aufzuwerfen, stehe jedoch den Nachgeborenen nicht zu.

«Man kann nicht eine ganze Nation anklagen», äusserte Winston Churchill am 13. September 1944 zu seinem Leibarzt Lord Moran, und er bezog sich dabei auf den grossen britischen Politiker und Publizisten Edmund Burke, der das schon im 18. Jahrhundert erklärt hatte. Das ist sicher richtig.

## Kapitel II:

### Wie es zur NS-Herrschaft kam

Die Generationen, welche die Zeit des Nationalsozialismus nicht selbst miterlebt haben, können oft nicht begreifen, dass man nicht erfasst hat, auf welch gefährliches politisches Abenteuer man sich einliess, als man Hitler und seiner Gefolgschaft den Weg in die Führung des deutschen Volkes freigab. Wer sich in die Zeit vor 1933 zurückversetzt und die öffentliche Meinung jener Krisenjahre studiert, findet indes rasch die Erklärung für dieses Phänomen: Das, was sich nach der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland abspielte, bewegte sich derart jenseits aller geschichtlichen Erfahrung, dass nur wenige empfanden, auf welch gefährliche, ja verhängnisvolle Bahn man geraten war. Dabei muss vorweg auf Folgendes hingewiesen werden:

Dass es Hitler gelang, in Deutschland so viele Menschen dazu zu bringen, sich seiner Führung anzuvertrauen, lag nicht nur an der verzweifelten wirtschaftlichen Lage und der damit verbundenen Massenarbeitslosigkeit – es war auch eine Folge der beispiellosen nationalen Demütigung, die der Vertrag von Versailles, die

rigorose französische Nachkriegspolitik und die Nichteinhaltung der von den Siegermächten übernommenen Verpflichtungen über das deutsche Volk verhängt hatten.

### **Der europäische Paria**

Nicht nur für die Angehörigen des deutschen Volkes, sondern auch für viele Menschen in den angelsächsischen Ländern ist es heute eine ausgemachte Sache, dass es ohne den Versailler Vertrag und die brutale Behandlung des Deutschen Reiches in der Nachkriegszeit niemals eine nationalsozialistische Machtergreifung gegeben hätte.

Zu dieser Überzeugung hat sich u.a. mehrfach Lloyd George bekannt. Am 18. Mai 1933 hielt er im Unterhaus eine Rede über die Abrüstungsfrage, in der er ausführte: «Können wir erstaunt sein, dass Deutschland nach 14jähriger Wartezeit zornig wird und seine Ruhe verliert? Es ist schlecht, ein tapferes Volk durch Auferlegung handgreiflicher Ungerechtigkeiten herauszufordern.»

Ein Jahr vorher hatte er in einem Buche gerügt, dass Frankreich sich 1922 in das «törichte Abenteuer der Ruhrbesetzung» gestürzt und dabei die «durch den Krieg entfesselten Leidenschaften noch einmal ausgetobt» habe – mit Poincaré als Sachwalter, einem «vorstellungsarmen, kalten und starrköpfigen Mann», der keinerlei Interesse an einem gerechten und grossmütigen Frieden gehabt habe.

Am 28. November 1934 mahnte Lloyd George in einer Unterhausrede erneut, das Abrüstungsversprechen einzulösen: «Wie kann man überrascht sein, dass die Deutschen schliesslich zur Auflehnung gegen das getrieben wurden, was ich nicht anders denn als chronische Enttäuschung bezeichnen kann?»

Am 11. Mai 1940 kam er im Unterhaus auf die gebrochenen Zusagen zurück und scheute sich nicht, mitten im Krieg zu erklären: «Der Geist, der heute Deutschland beherrscht, kommt von der Tatsache, dass wir unsere Verpflichtungen nicht eingehalten haben. Wir befinden uns heute der schrecklichsten Antwort gegenüber, die jemals einem Volk von der Geschichte gegeben worden ist, das ein gegebenes Wort nicht hielt und seine Verpflichtungen nicht erfüllte.»

Ein Jahr zuvor (1939) hatte selbst der Deutschenhasser Lord Vansittart seinem Freund Lord Lothian gegenüber eingestanden, wenn Grossbritannien eine entschiedener auf Ausgleich und Vertragsrevision gerichtete Deutschlandpolitik betrieben hätte, würde es niemals einen Hitler gegeben haben.

Lloyd George hatte das Unheil kommen sehen. Am 25. März 1919 vermerkte seine Privatsekretärin in ihrem Tagebuch, ihr Chef spreche dauernd von dem polnischen Korridor. Wenn man den Polen dieses Gebiet zuschlage, so schaffe man ein neues Elsass-Lothringen, behauptete er, und darüber werde früher oder später ein neuer Krieg entbrennen. Man müsse den Deutschen einen gerechten Frieden vermitteln. – Leider konnte sich der britische

Premierminister mit dieser Einsicht weder in seinem Lande noch auf der Pariser Friedenskonferenz durchsetzen.

Am entschiedensten trat dem Versailler Vertrag der Vertreter der Südafrikanischen Union, der spätere langjährige südafrikanische Ministerpräsident und britische Feldmarschall Jan Christiaan Smuts, entgegen. Er war der Auffassung, dass der Vertragsentwurf unhaltbare territoriale und finanzielle Bedingungen enthalte, und warnte vor den Folgen. Er weigerte sich, den Vertrag zu unterzeichnen, und hatte deshalb mit Lloyd George schwere Auseinandersetzungen. Erst auf dringende Bitte seines Ministerpräsidenten war Smuts zu bewegen, die Unterschrift zu leisten. Bevor er die Friedenskonferenz verliess, fasste er seine Bedenken am 18. Juli 1919 in einem Statement zusammen und übergab es am Tag darauf der Presse. Diese Verlautbarung ist ein Dokument grosser staatsmännischer Weisheit.

In dieser Erklärung führte Smuts aus, er spreche mit dem Blick in die Zukunft und sehe das Ziel darin, einen Geist zu schaffen, der für eine dauernde Befriedung der Völker unerlässlich sei. Man solle die grossen christlichen Tugenden des Mitleids, der Vergebung und der Grosszügigkeit praktizieren und Hass- und Rachegefühle ein für allemal aus dem Felde schlagen. Auf dem europäischen Kontinent repräsentierten 70 Millionen Deutsche den wichtigsten nationalen Faktor. Ohne ein zufriedengestelltes Deutschland gebe es auf dem Kontinent keine stabilen Verhältnisse. Die neuerrichtete Republik

verdiene Ermutigung und Unterstützung. Es sei gefährlich, sie dem Regime des Reichspräsidenten Ebert zu versagen. Es bestehe die Gefahr, dass sich das Deutsche Reich dem Bolschewismus zuwende. Wenn der Vertrag nicht drastisch gemildert werde, werde die Entwicklung zu einem neuen Krieg führen. Diese Erklärung erregte beträchtliches Aufsehen, Folgen hatte sie aber nicht.

Ebenso wie Lloyd George und Smuts sah auch Lord Esher, einer der anderen massgeblichen Briten auf der Friedenskonferenz, das Kommende voraus. Das Deutsche Reich hatte auf der Grundlage der 14 Punkte des Präsidenten Wilson den Kampf eingestellt. Jetzt wurden sie ignoriert. Damit sei unvermeidbar ein neuer Krieg vorprogrammiert, notierte der Lord im Juni 1919. Auch er fand kein Gehör.

Am 14. Dezember 1934 schrieb Smuts an Lord Lothian, man solle endlich damit aufhören, Deutschland wie einen «Paria» zu behandeln. Er nahm hier eine Bezeichnung auf, die eben erst (am 28. November 1934 im Unterhaus) Lloyd George gebraucht hatte.

Dass eine permanent auf Demütigung und Unterdrückung gerichtete Behandlung in der deutschen Bevölkerung starke Ressentiments auslösen musste, ist klar. Hitler verstand es, sich zum Sprachrohr dieser Gefühle zu machen, und das ist eine der Erklärungen dafür, warum weite Teile des Bürgertums ihm ihre Sympathie zuwandten und dabei die vielen auf der Hand liegenden Bedenken gegen seine Person und seine Sache ignorierten.

Typisch dafür, welchen Illusionen man sich bis weit in die Kreise linksliberaler Politiker hinein in Bezug auf die Persönlichkeit Hitlers hingab, ist die Schrift, die Ende 1931 Theodor Heuss unter dem Titel «Hitlers Weg. Eine historisch-politische Studie über den Nationalsozialismus» veröffentlichte. Heuss war damals Reichstagsabgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei. Die Schrift, 161 Seiten umfassend und auf dem Umschlag mit einem Bild Hitlers in Rednerpose versehen, wurde ein Bestseller und brachte es im Verlauf weniger Monate auf acht Auflagen. Sie trug wesentlich dazu bei, bei den Angehörigen der bürgerlichen Schichten Vorurteile, Bedenken und Zweifel aus dem Wege zu räumen.

Hitler wurden darin von Heuss ungewöhnliche Energie, unbeirrbare Zähigkeit, ein beispielloses Organisations-talent und ein ausgezeichneter «Spürsinn für das Wirkungsvolle» nachgesagt. Er gehöre in eine Reihe, so hiess es weiter, mit Ferdinand Lassalle, August Bebel und Friedrich Naumann. Zwischen Adolf Hitlers «Mein Kampf» und August Bebels «Die Frau und der Sozialismus» (dem meistverbreiteten sozialistischen Buch in deutscher Sprache) bestehe eine «innere Verwandtschaft»: Überall seien Parallelen sichtbar. Es sei ein unwürdiger Zustand, dass man einem solchen Mann (Hitler war Österreicher) die deutsche Staatsangehörigkeit vorenthalte. Die nationalsozialistische Bewegung, erklärte Heuss abschliessend, habe einem «starken natürlichen Bedürfnis» den Weg gewiesen, als dessen Geburtsstätte

nicht München, sondern Versailles anzusehen sei. Der Vertrag, der den Namen von Versailles trage, sei die «eigentliche Kraftquelle, von der die nationalsozialistische Bewegung seit ihrem Beginn genährt wird». Es sei jetzt an der Zeit, Adolf Hitler zu verantwortlicher Mitarbeit heranzuziehen.

In einem Teil der damaligen deutschen Presse wurde Heuss vorgehalten, er gehe in seinen Zugeständnissen an Hitler zu weit und dem Buch fehle «die Schärfe der politischen Wehrstellung gegen das, was am Nationalsozialismus höchst robust sei». Diese Stimmen wurden aber kaum beachtet. Dass hier ein prominenter Liberaler öffentlich für Hitler eintrat, war für diesen und seine Bewegung von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Wurde Heuss an diese Schrift erinnert, während er das Amt des Bundespräsidenten bekleidete, so war von ihm zu hören, er könne nicht bestreiten, dass das Buch «falsch gelegen» habe. Daran sei aber sein Vater schuld, der seinen Söhnen eine Erziehung gegeben habe, in der so etwas wie die spätere Entwicklung des Nationalsozialismus keinen Platz gehabt habe. Seine Phantasie habe jedenfalls nicht ausgereicht, ein derart verbrecherisches Regime für möglich zu halten.

Wenn Theodor Heuss das Vorstellungsvermögen dafür abging, in welche Katastrophe Hitler das deutsche Volk führen werde, so teilte er diesen Mangel mit den meisten seiner Zeitgenossen. Hielt man das nationalsozialistische Regime nicht für eine vorübergehende Erscheinung, so war man zumindest der Überzeugung, es

werde auf die Dauer gelingen, die umstürzlerischen Geister und Landsknechtsnaturen entweder auszumerzen oder zu zähmen und sie zu vernünftiger und friedlicher Mitarbeit zu bringen.

### **«Der George Washington von Deutschland»**

An diesen Illusionen beteiligte sich bis zum Frühjahr 1939 auch das Ausland. Auch dort erkannte niemand die Gefährlichkeit der Kräfte, welche die Führung im Deutschen Reich übernommen hatten. Hitler galt als grosser Mann.

Aus den 1971 veröffentlichten Tagebucheinträgen seiner Sekretärin und späteren Ehefrau Frances Stevenson wissen wir, dass Lloyd George zu den frühesten und entschiedensten Bewunderern Hitlers unter den Staatsmännern des Auslandes gehört hat. Am 18. Februar 1934 notierte sie: «David betrachtet Hitler als einen sehr grossen Mann.» Unter dem 6. November desselben Jahres trug sie in ihr Tagebuch ein (inzwischen hatte es am 30. Juni das grosse Blutbad gegeben): «Es gilt immer noch, er hält Hitler für einen bedeutenden Mann.» («All the same, he thinks Hitler is a great man.»)

Zwei Jahre danach gab Lloyd George dieser Einschätzung auch öffentlich Ausdruck. Als er am 4. September 1936 nach seiner Meinung über den Einmarsch in das Rheinland und die Wiederherstellung der Wehrhoheit

fragt wurde, gab er zur Antwort: «Hitler wäre ein Verbrecher gewesen, wenn er angesichts der Lage nichts zum Schutze Deutschlands unternommen hätte.» Am 17. September 1936 veröffentlichte der ‚Daily Express‘ ein Interview mit dem gerade aus Deutschland heimgekehrten ehemaligen Premier, in dem dieser Hitler als grossen Staatsmann bezeichnete: «Es kann kein Zweifel sein, dass er (Hitler) eine wundervolle Umwandlung im Geiste des Volkes erzielt hat, in dem Verhalten (der Deutschen) zueinander und in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Einstellung. Mit Recht nahm er in Nürnberg für sich in Anspruch, dass seine Bewegung in vier Jahren ein neues Deutschland geschaffen habe ... Katholiken und Protestanten, Preussen und Bayern, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Reiche und Arme sind zu einem Volk verschmolzen worden; religiöse, provinzielle und Klassenunterschiede teilen nicht länger die Nation. Es gibt nicht mehr das Deutschland der ersten zehn Nachkriegsjahre – gebrochen, niedergeschlagen und gebeugt von einem Gefühl der Sorge und Unfähigkeit. Es ist jetzt voller Hoffnung und Vertrauen.»

Es kam aber noch besser. «Die Tatsache», fuhr Lloyd George fort, «dass Hitler sein Land von der Furcht freigemacht hat, es werde sich jene Periode der Verzweiflung, Armut und Demütigung wiederholen, hat ihm im neuen Deutschland unbestrittene Autorität verschafft ... Er ist der George Washington von Deutschland.»

Aus der 1963 erschienenen Biographie von McCormick erfährt man, dass Lloyd George Hitler sogar als grössten lebenden Deutschen bezeichnet hat. Als dieser ihm am 5. September 1936 anlässlich seines Deutschland-Besuches eine Photographie überreichte, sagte er zu ihm: «Ich fühle mich geehrt, dieses Geschenk von dem grössten lebenden Deutschen erhalten zu haben. Ich werde es neben meine Bilder von Marschall Foch und Präsident Wilson stellen.» («I am honored to receive this gift from the greatest living German. I shall place it beside my pictures of Marshal Foch and President Wilson.»)

Der ‚Völkische Beobachter‘ war begeistert von soviel Lob und Anerkennung. Er konnte den Bericht über das ‚Daily-Express‘-Interview mit dem Hinweis verbinden, dass der weltbekannte Journalist Ward Price in der ‚Daily Mail‘ das Hitler-Reich als eine «Notwendigkeit für Europa» bezeichnet hatte. Zuvor – am 2. September 1936 – hatte Ward Price in dem gleichen Massenblatt erklärt, der Bolschewismus habe zwar in Frankreich und Spanien Fortschritte gemacht, jetzt sei ihm aber durch die Wiederaufrichtung Deutschlands ein neues und mächtiges Hindernis in Deutschland entgegengestellt worden. Wie Lucifer vor dem Fall wolle Stalin die Mächte der Finsternis mobil machen, aber der deutsche Erzengel Michael bereite sich schnell darauf vor, das Feld zu behaupten. Der deutsche Führer sei zum Wächter Westeuropas gegen den Bolschewismus geworden.

Einige Wochen später rief derselbe Journalist zur Zusammenarbeit mit Hitler-Deutschland auf. Sein Schöpfer und Führer habe der Zivilisation einen neuen Weg gewiesen.

Wenige Wochen nach Lloyd Georges Deutschland-Besuch, am 5. Oktober 1936, erklärte Avery Brundage, der Präsident des amerikanischen Olympia-Ausschusses, die USA hätten vom nationalsozialistischen Deutschland viel zu lernen, wenn sie auf der Höhe der Zeit bleiben wollten. Auch Amerika müsse den Kommunismus ausrotten.

Anderthalb Jahre vorher, am 10.4.1935, hatte der britische Aussenminister Sir John Simon zu dem amerikanischen Botschafter gesagt (der es Heinrich Brüning weitererzählte), Hitler sei «die eine grosse Gestalt, die Deutschland moralisch rehabilitiert habe.»

Um die gleiche Zeit nannte im Britischen Oberhaus Lord Mottistone Hitler einen bemerkenswerten Mann – «absolut vertrauenswürdig, aufrichtig und selbstlos». Ähnlich äusserte sich vier Jahre danach Anthony Eden, der gerade unter Protest gegen die Chamberlainsche Beschwichtigungspolitik aus dem britischen Kabinett ausgeschieden war. Als ihn Lloyd George Ende April 1939 fragte, was er von Hitler und Mussolini halte, die er ja beide persönlich kennengelernt habe, lautete die Antwort: «Mussolini ist nur ein Gauner» («just a Gangster»), «Hitler aufrichtig («sincere»).

Nach seinem ersten Besuch bei Hitler Anfang 1934 hatte Eden an Premierminister Baldwin geschrieben: «Er

ist eine Überraschung, und zweifellos hat der Mann Charme. Ich finde es hart zu glauben, dass der Mann Krieg will.»

Wie die Situation im nationalsozialistischen Deutschland von ausländischen Beobachtern beurteilt wurde, kommt besonders eindrucksvoll in einem Brief zum Ausdruck, den der Schweizer Carl Jacob Burckhardt (geb. 1891) am 23. Mai 1936 namens des Comité International de la Croix-Rouge an den «Herrn Reichskanzler und Führer Adolf Hitler» gerichtet hat. Bei Professor Burckhardt, einem Mitglied des Führungsgremiums des Internationalen Roten Kreuzes, handelte es sich um einen weltbekannten Politiker, Diplomaten und Historiker, der 1937 zum Hohen Kommissar des Völkerbundes in Danzig ernannt wurde. Unter dem Eindruck einer Informationsreise schrieb er an Hitler: «Durch Vermittlung des Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes wurde mir die Einladung übermittelt, die Sie, Herr Reichskanzler, die grosse Güte hatten, an mich richten zu lassen.

Grosszügige Gastfreundschaft und hervorragende Organisation haben es mir möglich gemacht, in einer kurzen Woche quer durch Deutschland die wahrhaft faustische Leistung der Reichsautobahnen und des Arbeitsdienstes kennenzulernen. Was mir einen besonderen und bleibenden Eindruck hinterliess, ist der freudige Geist der Zusammenarbeit, der sich überall kundtat. Diese aufbauenden Leistungen, die grosszügig angelegte soziale Fürsorge, bildeten für mich eine notwendige Ergänzung der Eindrücke, die ich bei meiner anderen Rei-

se nach Deutschland, im Auftrage des Komitees vom Internationalen Roten Kreuz, im Oktober des letzten Jahres gewann.

Nicht genug kann ich das Entgegenkommen der verschiedenen Herren hervorheben, die durch Führung und Erläuterung mir alles Geschaute aufschlossen.

Indem ich, Herr Reichskanzler, nochmals meinen tiefgefühlten Dank ausspreche, ersuche ich Sie, den Ausdruck meiner verehrungsvollen Ergebenheit entgegennehmen zu wollen.

gez. Carl J. Burckhardt  
Mitglied des C. J. C. R.»

Es kann nicht überraschen, dass bald auch Winston Churchill in die allgemeine Lobeshymne einstimmte. 1938 äusserte er sich in seinem Buch «Great Contemporaries» («Bedeutende Zeitgenossen») ähnlich enthusiastisch über den Führer. Für ihn war Hitler eine Figur von «enormen Dimensionen», bei der freilich abgewartet werden müsse, ob sie sich zum Guten oder Bösen wenden werde. Man könne seinen Kampf um die deutsche Seele nur mit Bewunderung verfolgen. Er habe seine Nation aus der tiefsten Tiefe «zum vollen Sonnenlicht weltlichen Triumphes emporgeführt», und seine bisherigen Leistungen seien weltgeschichtlich als Wunder («prodigy») anzusprechen. Wer seine persönliche Bekanntschaft gemacht habe, sei auf «einen ausserordentlich sachkundigen, kühlen, wohlunterrichteten Funktionär» gestossen, «mit angenehmen Umgangsformen und ei-

nem entwaffnenden Lächeln. Wenige seien durch seine feine Anziehungskraft nicht beeinflusst worden.»

Nach einem Bericht der ‚Times‘ vom 7. November 1938 hat Churchill damals auch erklärt, er habe schon immer gesagt, wenn Grossbritannien im Krieg unterlegen wäre, hätte er gewünscht, dass es einen Hitler finden werde, damit dieser es zurück zu der ihm gebührenden Stellung unter den Nationen führe.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Äusserung des amerikanischen Expräsidenten Herbert Hoover, der Hitler am 4. März 1938 besucht hatte. Seine Eindrücke fasste er in einem Zeitschriftenaufsatz folgendermassen zusammen: «Hitler machte Eindruck, schien hochintelligent, liess ein bemerkenswertes und zuverlässiges Gedächtnis erkennen, zeigte sich gründlich unterrichtet und war fähig zu klarer Darstellung.» Das habe allem widersprochen, was er – Hoover – vorher über Hitler gelesen habe. Wie sehr ihn dieser beeindruckt hat, ging auch daraus hervor, was er dem späteren Marineminister Knox erzählte, der davon dem Innenminister Ickes berichtete: «Er sprach in höchsten Tönen von diesem Mann.» («He spoke highly of this gentleman.»)

Keiner erkannte die Gefahren, die in der Persönlichkeit Hitlers beschlossen waren. Was aber die Äusserungen der erwähnten Staatsmänner besonders auffallend erscheinen lässt, ist der Umstand, dass einige Jahre zuvor 1935 die deutschen Juden durch die Nürnberger Gesetze in einzig dastehender Weise diffamiert und unter

Ausnahmerecht gestellt worden waren. Das hatte man sehr rasch vergeben und vergessen.

Die am 15. September 1935 vom Deutschen Reichstag beschlossenen Nürnberger Gesetze brachten folgende Neuerungen: Juden konnten nicht Reichsbürger sein; die Eheschliessung von Juden mit Angehörigen deutschen oder artverwandten Blutes wurde verboten, der aussereheliche Geschlechtsverkehr als Rassenschande bestraft. Wegen Rassenverrats bestraft wurde, wer eine Ehe mit Juden einging. Schliesslich durfte kein Jude mehr eine arische Hausgehilfin unter 45 Jahren beschäftigen.

Aus den Tagebucheinträgen von Frances Stevenson wissen wir, dass Lloyd George den Drangsalierungs- und Verfolgungsmassnahmen, denen die deutschen Juden unter Hitler seit 1933 ausgesetzt waren, ziemlich gleichgültig gegenüberstand. Denn am 6. November dieses Jahres sagte er zu seiner damaligen Sekretärin: «Sie verdammen ihn, weil er die Juden verfolgt, er hat aber nicht halb die Grausamkeiten an den Tag gelegt, die Cromwell gegen die irischen Katholiken gezeigt hat – z.B. bei der Belagerung der Festung Drogheda, bei der er die Insassen lebendig verbrannt hat.» («They condemn him for persecuting the Jews, but he has not shown half the ferocity which Cromwell showed towards the Irish Catholics – as for instance in the siege of the fortress of Drogheda and the burning alive of the inmates.»)

Auf dieselbe Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der deutschen Juden stösst man bei Churchill. Am 17.

September 1937 schrieb er: «Wir haben keine Sympathie für die neuen deutschen Institutionen. Wir bewundern die Behandlung der Juden oder Katholiken oder Protestanten in Deutschland nicht. Aber solange diese Dinge sich nur in Deutschland abspielen, gehen sie uns nichts an.»

Hätte Hitler bei Erlass der Nürnberger Gesetze die Reichsregierung nicht umgangen und nicht über die NSDAP vollendete Tatsachen geschaffen, so wären diese Gesetze nicht ohne Widerstand über die Bühne gegangen, ja sie wären vielleicht sogar verhindert worden. Und hätte es bei Erlass dieser Gesetze im Ausland einen Sturm der Entrüstung gegeben, so hätte sich Hitler in seiner Judenpolitik Beschränkungen auferlegen müssen, und es wäre vielleicht zu den späteren Vernichtungsaktionen gar nicht gekommen. Das Schicksal der Euthanasieaktion zeigt, dass Hitler durchaus dazu zu bringen war, Konsequenzen zu ziehen, wenn er auf energischen Widerstand stiess.

Das sog. Euthanasieprogramm, auf die Vernichtung «lebensunwerten Lebens» gerichtet, wurde aufgrund eines Geheimbefehls Hitlers ab 1939 in die Wirklichkeit umgesetzt. Es sah die Ausmerzungen unheilbar geisteskranker Erwachsener und missgebildeter Kinder vor. Die Zahl der Opfer wird auf 100.000 Erwachsene und 5.000 Kinder geschätzt. Nachdem Nachrichten von dieser Aktion in die Bevölkerung gedrungen und in kirchlichen Kreisen massiver Protest laut geworden war, wurde sie im August 1941 abgebrochen.

Über die Nürnberger Gesetze regte sich im Ausland kaum jemand auf. Der Leitartikel der Londoner ‚Times‘ vom 17. September 1935 widmete den neuen Gesetzen nur wenig Aufmerksamkeit; die Memelfrage und der Abessinienkonflikt standen im Vordergrund des Interesses. Es wurde sogar begrüsst, dass die deutschen Juden dank der neugeschaffenen gesetzlichen Grundlagen hinfort nicht mehr behördlicher Willkür unterworfen seien.

Im ‚Figaro‘ vom 16. September äusserte Wladimir d’Ormesson, diese Gesetze könne man nicht ernstnehmen. Die ‚New York Times‘ bagatellierte am 16. September die Sache in ähnlicher Weise. Nur die «Washington Post» vom gleichen Tage widmete dem Ereignis einige ernste Worte und sprach von Barbarei und einer Gefahr für das gemeinsame kulturelle Erbe aller zivilisierten Nationen.

Für Hitler enthielt das Echo in der internationalen Presse keinen Grund zu irgendwelcher Beunruhigung. Da sich auch danach führende Staatsmänner des Westens nicht davon abhalten liessen, Kontakt mit ihm zu suchen und ihn bei gegebenen Anlässen zu hofieren, durfte er annehmen, dass man um der deutschen Juden willen sein Land nicht unter Quarantäne stellen oder gar mit Krieg überziehen werde. Darin sah er sich nicht getäuscht, und so wurde die Behandlung der Juden von Jahr zu Jahr schärfer.

In dem 1947 erschienenen Buch «Deutscher Widerstand» von Rudolf Pechel kann man über mehrere Seiten hinweg nachlesen, welche Staatsoberhäupter, Minister-

präsidenten, Minister und Politiker bis zum Ausbruch des Krieges bei Hitler antichambriert haben (S. 262 ff.). Es war eine stattliche Zahl.

Wenn sich 1942 die internationale Welt zu einer weltumspannenden Protestaktion gegen die Vorgänge in den Vernichtungslagern aufgerafft hätte, wäre Hitler nicht darum herumgekommen, Konsequenzen zu ziehen. Heutzutage wird in der freien Welt gegen die Verurteilung jedes Bürgerrechtlers protestiert. Im Jahre 1942 fand man nicht den Entschluss zu weltweiten Schritten, obgleich das Leben unzähliger Juden auf dem Spiele stand. Hätten damals alle Regierungen, die Kirchen, das Internationale Rote Kreuz und entsprechende Organisationen gemeinsam einen spektakulären Protestschritt unternommen, so hätte das gesamte deutsche Volk endlich zuverlässig erfahren, was sich hinter seinem Rücken abspielte, und es wäre dann mit Sicherheit zu ähnlich massiven Protesten gekommen wie bei der Euthanasieaktion – zumindest von Seiten der Kirchen. Um die Kriegsanstrengungen nicht zu gefährden, hätte Hitler diese Vernichtungsaktionen dann einstellen müssen. Es fehlte aber leider an jener internationalen Solidarität, zu der die Gefährdung so vieler Menschen aufrief.

Die Führung bei dieser Protestaktion hätten naturgemäss die Neutralen übernehmen müssen. Die Verlautbarungen der angelsächsischen Propaganda (falls sie wegen des Verbots des Abhörens feindlicher Sender überhaupt durchdrangen) stiessen beim deutschen Volk weithin auf Unglauben, vor allem, da es sich um Vorgänge

handelte, die das Vorstellungsvermögen der breiten Massen überstiegen. Hätte sich – eingedenk ihrer grossen humanitären Tradition – im Jahre 1942 die Schweiz an die Spitze eines globalen Protestschrittes gestellt, so hätten die Meldungen über Massenvernichtungen seitens der nationalsozialistischen Führung nicht mehr als Propagandaschwindel hingestellt werden können. Wie wir aus Edgar Bonjours Buch «Geschichte der schweizerischen Neutralität» wissen, war man in der Schweiz seit März 1942 zuverlässig und genau unterrichtet.

Repressalien hatte die Schweiz im Jahre 1942 nicht mehr zu befürchten. Gegen sie militärisch vorzugehen, war die Deutsche Wehrmacht kräftemässig nicht mehr imstande. Die Schweiz war ausserdem für die deutsche Ernährungs- und Rüstungswirtschaft ein viel zu wichtiger Faktor, als dass sich Hitler mit ihr anlegen konnte. Die schweizerische Ausfuhr in das Deutsche Reich belief sich 1943 auf nicht weniger als 425 Millionen Franken, gegenüber 47 Millionen im Jahr 1937.

Die Schweiz hatte ausserdem mit den Alpentunneln ein Mittel in der Hand, durch das sie jederzeit den Transitverkehr nach Italien und umgekehrt unterbinden konnte. Im Zusammenwirken mit den anderen Mächten, den Kirchen und dem Internationalen Roten Kreuz hätte sie die Vernichtungsaktionen stoppen können. Sie raffte sich aber erst Anfang Februar 1945 zu einem Protestschritt bei der Reichsregierung auf. Leider war sie auch nicht zu bewegen, schon 1942 bei der Aufnahme von

rassisch Verfolgten mit der Grosszügigkeit zu verfahren, die der Ernst der Situation erforderte. Statt die Aufnahmevorschriften zu mildern, verschärfte sie die Eidgenössische Polizeiabteilung Ende 1942. Besonderen Anstoss erregte die Bestimmung, dass Flüchtlinge aus Gründen rassischer Verfolgung nicht als politische Flüchtlinge zu behandeln und daher ausnahmslos zurückzuweisen seien.

Edgar Bonjour bemerkt dazu: «Der Winter 1942/43 und der Sommer 1943 sind denn auch als dunkle Epochen in die Geschichte der schweizerischen Asylgewährung eingegangen. Die Unsumme von menschlichem Jammer, der sich in diese Monate zusammendrängt, belastet auch heute noch das Gewissen des ganzen Volkes.»

Der Vorwurf, sich der Aufnahme jüdischer Flüchtlinge widersetzt zu haben, trifft indessen nicht die Schweiz allein; anderswo war es nicht besser. Man hätte erwarten dürfen, die neutralen Staaten würden jenen unglücklichen Menschen die Tore weit öffnen. Das Gegenteil war der Fall. Überall wies man sie zurück oder bereitete ihnen Schwierigkeiten.

Sich um das Schicksal der europäischen Juden nicht gekümmert zu haben ist auch Roosevelt und Churchill vorzuwerfen. Im Jahr 1975 haben drei amerikanische Wissenschaftler – Francis L. Loewenheim, Harold D. Langley und Manfred Jonas – den geheimen Briefwechsel beider Staatsmänner aus der Zeit zwischen 1940 und 1945 veröffentlicht. Das Buch enthält 548 Briefe. Nur in

einem einzigen dieser Briefe, vom 12. Oktober 1943 datiert, ist von Massenexekutionen in deutschen Konzentrationslagern die Rede, und auch dies nur im Hinblick auf spätere Kriegsverbrecherprozesse. **Sonst haben die makabren Vorgänge im Osten die beiden Regierungschefs nicht interessiert.**

Dabei war Churchill im Parlament mehrfach auf den Ernst der Lage hingewiesen worden. Am 17. Dezember 1942 richtete der Abgeordnete Silverman im Unterhaus an die Regierung die Frage, was sie gegen die Vorgänge in Polen zu tun gedenke, und der Abgeordnete de Rothschild schloss sich ihm an. Aussenminister Eden antwortete ausweichend und sprach von «immensen Schwierigkeiten». Ein Jahr danach kam die Abgeordnete Miss Rathbone auf die Frage zurück und forderte sofortiges Einschreiten. «Es scheint», sagte sie, «dass die Behörden schlafen!» Die neutralen Staaten müssten dazu gebracht werden, mehr Flüchtlinge aufzunehmen, man müsse sie auch veranlassen, an die deutsche Regierung heranzutreten: «Wir können den Feind nicht überzeugen, nur die Neutralen können es tun.» Auch dieser Appell blieb ohne Folgen.

Diese unbegreifliche Passivität kann nicht überraschen, wenn man die Briefe liest, die Roosevelt und Churchill während des Krieges miteinander gewechselt haben. Ihre Aufmerksamkeit war ganz anderen Dingen zugewandt.

Die amerikanischen Herausgeber ihres Briefwechsels

haben zu dieser Tatsache folgende Feststellung getroffen: «Bei aller Aufmerksamkeit, für eine grosse Zahl von wichtigen und weniger wichtigen Problemen in ihrer Korrespondenz, zeigten Roosevelt und Churchill kaum Interesse an solch schicksalhaften Themen wie den Nazi-Aktivitäten und dem Schicksal der europäischen Juden.» («For all their attention to a vast variety of important and unimportant problems in their correspondence, Roosevelt and Churchill displayed little interest in such fateful subjects as Nazi activities and the fate of the European Jews.»)

Die verzweifelte Situation der europäischen Judentum habe die britische Regierung wenig interessiert, betonten sie, Roosevelt augenscheinlich noch weniger als Churchill. Am 27. März 1943 habe der Präsident mit seinem Aussenminister Hull und dem britischen Aussenminister Eden im Weissen Haus eine Konferenz abgehalten, in der das Angebot der bulgarischen Regierung erörtert worden sei, 60.000 Juden nach Palästina auswandern zu lassen. Hull habe das befürwortet, Eden aber Vorsicht angeraten. Denn wenn man auf das bulgarische Angebot eingehe, werde das Weltjudentum verlangen, dass seitens der Alliierten ähnliche Angebote für die polnischen und deutschen Juden gemacht würden. Hitler werde vermutlich auf derartige Angebote bereitwillig eingehen, und dann werde es an Transportmitteln fehlen, die Evakuierungen durchzuführen. Laut Niederschrift von Harry Hopkins äusserte Roosevelt kein Wort dazu, es geschah deshalb auch nichts.

An derselben Gleichgültigkeit war einige Monate zuvor der Plan gescheitert, 70.000 Juden aus Rumänien herauszubekommen. Wie wir aus den Tagebüchern des Finanzministers Morgenthau wissen, bestand Ende 1942 die Möglichkeit, diese Juden auf rumänischen Schiffen nach Palästina zu evakuieren. Aussenminister Hull konnte dafür gewonnen werden, die Durchführung des Unternehmens scheiterte aber am Widerstand der amerikanischen Ministerialbürokratie. Als Morgenthau auf sofortiges Handeln drängte, stiess er gegen eine Mauer. Es half auch nicht, als er geltend machte, wenn nicht auf der Stelle etwas geschehe, mache sich die amerikanische Regierung mitschuldig. Es geschah nichts.

Was Roosevelt betraf, so stimmte sein Verhalten gar nicht mit dem überein, was er über seine Einstellung zum Judentum öffentlich zu äussern pflegte. Sein Verhalten gibt in dieser Hinsicht freilich auch sonst Rätsel auf. Als er Anfang 1943 in Casablanca mit dem französischen Generalresidenten zusammentraf, sprach er sich für eine Beschränkung des Zuganges von Juden zum Arzt- und zum Anwaltsberuf aus, entsprechend dem Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung Nordafrikas, wie sie offenbar von den französischen Behörden geplant war. Die Ausführung dieses Plans werde ausserdem, sagte er, den spezifischen und verständlichen Klagen der Deutschen ein Ende machen, «denn, obwohl sie nur einen kleinen Teil der Bevölkerung darstellten, waren über fünfzig Prozent der Rechtsanwälte, Ärzte, Lehrer, Professoren,

etc. in Deutschland Juden» («Namely, that while they represented a small part of the population, over fifty percent of the lawyers, doctors, schoolteachers, college professors, etc., in Germany were Jews»), so die Niederschrift des Marineadjutanten von Roosevelt, Captain John L. McCrae (zit. in: Roosevelt and Churchill, *Their secret Wartime Correspondence*, New York 1975, S. 308). Die Herausgeber des Briefwechsels Roosevelt-Churchill bezeichnen diese Bemerkungen des Präsidenten als «schlecht gewählt» («ill-chosen»). Sie sind mehr als das, nämlich unbegreiflich.

Es ist angesichts dieser Situation zu verstehen, dass von jüdischer Seite neuerdings gegen die gesamte zivilisierte Welt Vorwürfe erhoben werden. Das geschieht beispielsweise in der eingangs erwähnten Dokumentation von Chartock und Spencer («*The Holocaust Years. The Society on Trial*», New York, 1978), insbesondere in dem von Judah Pilch stammenden Artikel «*The World was silent*» («Die Welt schwieg dazu»).

Die Welt hätte die Pflicht gehabt, sagt der Verfasser, auf die nationalsozialistischen Führer Druck auszuüben, die Verfolgungen einzustellen, und zwar schon lange vor Ausbruch des Krieges. Zu mehr als ganz lahmen Protesten sei es aber nicht gekommen. Überall seien die jüdischen Flüchtlinge zurückgewiesen worden, und in der Schlussphase des Krieges habe man ungeachtet aller jüdischen Proteste die Vernichtungslager auch noch bombardiert.

Pilch stellt folgende Fragen: Warum haben die beiden angelsächsischen Grossmächte so wenig getan, den Prozess der Vernichtung zu stoppen? Warum schwiegen die Kirchen? Warum haben die Intellektuellen in aller Welt nicht protestiert? Pilch schliesst seine Betrachtung mit dem Satz: «Hätten die Massen der freien Menschen in der freien Welt mutig und nachdrücklich reagiert, viele der nationalsozialistischen Terrorakte hätten abgewendet werden können!»

### Kapitel III:

## Gab es Chancen für eine gewaltsame Beseitigung des NS-Regimes?

Aus den Kreisen der Jüngeren bekommt man gelegentlich zu hören: «Warum habt Ihr Euch nicht aufgelehnt und dieses Regime zu Fall gebracht? Wart Ihr zu unentschlossen oder zu feige, Euch gegen die Machthaber zu erheben und Eure Ketten zu zerbrechen?»

Wer eine Diktatur nicht selbst erlebt hat, wird nicht leicht zu einem gerechten Urteil kommen. Es war ja doch so: Der Nationalsozialismus hatte noch bis weit in den Krieg hinein die Massen hinter sich, es gab trotz des ständig schärfer werdenden Bombenkrieges nirgendwo Volksaufstände, und es gab auch keine Rüstungsarbeiterstreiks. Was Hitler selbst betraf, so konnte er der Gefolgschaft der breiten Massen noch lange sicher sein. Einer der namhaftesten Staatstheoretiker der Gegenwart, Professor Carl Joachim Friedrich von der Harvard University, hat überzeugend dargetan, wie schwer, ja beinahe aussichtslos es in unserer Zeit ist, ein totalitäres System aus den Angeln zu heben: «Die totalitäre Beherrschung aller Mittel der Massenmitteilung wie auch von

Telefon, Telegraf usw., das vollkommene Monopol aller Waffen und die intensive Überwachung aller Menschen durch die Geheimpolizei mit allen Mitteln moderner Technik, diese und andere für die totalitäre Diktatur typischen Verhältnisse machen es aussichtslos, eine Opposition und Widerstandsbewegung von Belang zu schaffen ... Wenn es richtig ist, und wir glauben, dass keine Bemühung von Widerstand erfolgreich sein kann, dann hat auch kein Aussenseiter das Recht, sich darüber zu entrüsten, dass Menschen, die unter einer totalitären Diktatur zu leben haben, einen solchen Widerstand nicht leisten, denn es ist eine der ersten Regeln der Sittlichkeit, eine Regel, die ein so rigoroser Ethiker wie Immanuel Kant immer wieder betont hat, dass niemand verpflichtet ist, das zu tun, was nicht getan werden kann: *Ultra posse nemo obligatur*. Hier beginnt das Martyrium, und Märtyrer sein kann nie Verpflichtung sein.»

Dass ein totalitäres System unter den heutigen Verhältnissen und von innen heraus kaum aufzubrechen ist, lehrt auch das Beispiel Sowjetrusslands und aller anderen kommunistischen Staaten. Nicht einmal die tiefgreifenden, blutigen Säuberungsprozesse der Stalin-Ära haben diesem Regime gefährlich werden können.

Im Verlauf eines Gespräches, das Stalin am 16. August 1942 mit Churchill geführt hat, entschlüpfte dem Diktator ein bemerkenswertes Eingeständnis. Der zwangsweisen Kollektivierung der Landwirtschaft, sagte er, seien nicht weniger als 10 Millionen Menschen

(Bauern mitsamt ihren Angehörigen) zum Opfer gefallen. Dieser ungeheure Aderlass der beginnenden 30er Jahre wurde vom russischen Volk apathisch und ohne das Regime gefährdende Auflehnung hingenommen.

Noch weniger trat Widerstand in Erscheinung, als während der grossen Säuberungen der Jahre 1934 bis 1938 das höhere Offizierskorps dezimiert wurde. Damals wurden durch Erschiessen liquidiert: zwei von fünf Marschällen, 13 von 15 Armeegeneralen, 62 von 68 Korpskommandeuren, 110 von 195 Divisionskommandeuren und 220 von 406 Brigadekommandeuren. Man hätte annehmen sollen, die russischen Streitkräfte würden sich gegen diese Abschlachtung eines Viertels ihrer höheren Offiziere erheben und dieses in Blut watende System abschütteln. Nichts von alledem geschah – die eiserne Klammer, die alle Menschen im Lande umschloss, erwies sich als zu stark. Übrigens: auf Seiten der Westmächte wurden diese blutigen Säuberungsmassnahmen durch Churchill vollauf gebilligt; an dieser Ansicht hielt er auch noch im Juli 1945 fest.

Hier zeigte sich, dass Umsturzversuche aus der Mitte der Streitkräfte heraus in totalitären Staaten nur dann riskiert werden und Aussicht auf Erfolg haben, wenn die Männer an der Spitze sicher sein können, dass man an der Basis mitmacht – dass vor allem die jungen und Subalternoffiziere, aber auch Unteroffiziere und Mannschaften von der Notwendigkeit eines Vorgehens gegen das Regime überzeugt sind.

Nur in Südamerika, Afrika und Asien mag das anders sein. Die Männer an der Basis waren aber – im Deutschen Reich nicht anders als in Sowjetrußland – ideologisch fest in der Hand der herrschenden Mächte, sie waren in dieser Ideologie erzogen worden, und die Jüngeren unter ihnen hatten nie etwas anderes gehört. Im Falle eines Staatsstreiches konnte auf ihre Mitwirkung nicht mit Sicherheit gerechnet werden. Diese Unsicherheit mußten diejenigen Männer aus der deutschen Generalität, die sich mit dem Gedanken an eine gewaltsame Beseitigung des Regimes trugen, in ihre Kalkulationen einbeziehen, und das erklärt das jahrelange Zögern der Führer der Widerstandsbewegung. An einem dieser jungen Offiziere ist denn auch die Erhebung vom 20. Juli 1944 gescheitert.

Der deutsche Soldat befand sich während der letzten Kriegsjahre in einer wahrhaft tragischen Situation. Soweit er aufgrund seiner Erziehung zu blindgläubiger Hingabe an die Person des Führers und seiner Vorhaben aufgrund der nationalsozialistischen Propaganda nicht restlos verfallen war, mußte sich bei ihm mehr und mehr die Überzeugung durchsetzen, dass ihm die politische Führung zu Zwecken missbrauchte, die er nicht billigen konnte und auch nicht billigte. Aus dieser Lage ausbrechen, war für ihn indessen aus vielerlei Gründen nicht möglich, nicht zuletzt deshalb, weil er sich sagte, dass die Wehrmacht als letzter Ordnungsfaktor erhalten bleiben mußte. Als er dann nach Einstellung der Feindseligkeiten halb verhungert, abgerissen, erschöpft und der

letzten Illusionen beraubt in die Heimat zurückkam, musste er sich von manchen der Daheimgebliebenen vorhalten lassen, dass er ein rechter Tor gewesen sei, für Hitler Krieg zu führen. In jenen Tagen war es den Heimkehrten ein grosser Trost, dass sich Graf Galen, der Bischof von Münster, vor sie stellte und am 5. Juni 1945 in einem Hirtenbrief folgende Worte an sie richtete: «Wir wollen auch innig danken unseren christlichen Soldaten, jenen, die in gutem Glauben, das Rechte zu tun, ihr Leben eingesetzt haben für Volk und Vaterland und auch im Kriegsgetümmel Herz und Hand rein bewahrt haben von Hass, Plünderung und ungerechter Gewalttat. Gott der Herr, der Herz und Nieren durchforscht, richtet nicht nach dem äusseren Erfolg, sondern nach der inneren Gesinnung und Gewissenhaftigkeit und wird das Gute belohnen und das Böse bestrafen nach Verdienst.»

Kein deutscher Soldat wird dem Bischof diese Worte je vergessen können!

### **Bedingungslose Kapitulation als Kriegsziel**

Während des Krieges erwies sich dann die alliierte Klausel von der «bedingungslosen Kapitulation» als ein Umstand, der kriegsverlängernd wirkte und Millionen Menschen den Tod brachte. Die Verantwortung für diesen katastrophalen psychologischen Missgriff trägt Franklin Delano Roosevelt. Am 23. Januar 1943 überraschte er

die Weltöffentlichkeit auf einer Pressekonferenz in Casablanca mit der Ankündigung, dass es keine Waffenruhe ohne «bedingungslose Kapitulation» der Achsenmächte geben werde. Wie er selbst später eingeräumt hat, ist ihm dieser Gedanke unversehens gekommen. Ihm sei plötzlich der amerikanische Bürgerkrieg mit der Forderung General Grants auf «unconditional surrender» («bedingungslose Kapitulation») eingefallen.

Überlegt habe er sich die Sache vor der Verlautbarung nicht. Churchill war sprachlos; der Bekanntgabe war keine Vorankündigung vorausgegangen, er hatte deshalb auch nicht das britische Kabinett informieren und konsultieren können.

In dieser verantwortungslosen Weise hat Franklin Delano Roosevelt Weltpolitik gemacht. Seinem Entschluss war keine der Vorberatungen vorausgegangen, wie sie bei Entscheidungen von solcher Bedeutung und Tragweite üblich und notwendig sind. Bevor Präsident Truman 1951 in Korea eingriff, holte er den Rat einer grossen Zahl seiner Mitarbeiter ein. Präsident Kennedy verfuhr in derselben Weise, als 1962 die Installation russischer Raketenbasen auf Kuba ein Vorgehen erforderlich machte, und Präsident Johnson handelte genau ebenso, als es für ihn galt, sich darüber schlüssig zu werden, ob der Empfehlung der militärischen Fachleute entsprechend die Truppenstärke in Vietnam auf 525.000 Mann gebracht werden sollte. Im Gegensatz zu seinen drei Nachfolgern machte sich Roosevelt die Sache aus-

serordentlich leicht. Obwohl es sich um eine der wichtigsten Entscheidungen des ganzen Krieges handelte, holte er nicht einmal die Ansicht seiner militärischen Ratgeber ein. Einem augenblicklichen Impuls folgend überraschte er die Welt mit der Klausel von der bedingungslosen Kapitulation und legte damit die alliierte Kriegführung in einer Weise fest, die den Krieg unangemessen verlängerte und Millionen von Menschen das Leben kostete.

Viele waren bestürzt, als sie von der Klausel hörten, sie war aber nun einmal als Kriegsziel öffentlich verlautbart worden. Zu denen, die sie als schweren Fehler empfanden, gehörten auf amerikanischer Seite die Generale Marshall, Eisenhower und Wedemeyer, sämtlich Inhaber militärischer Spitzenpositionen, unter den Politikern besonders der Führer der Republikaner, Senator Taft, aber auch der zweimalige Präsidentschaftskandidat Dewey; auf britischer Seite Feldmarschall Smuts und die Generale Ismay, Montgomery und Fuller sowie der Minister Lord Hankey und der Unterstaatssekretär Sir Alexander Cadogan.

Der weltbekannte amerikanische Diplomat Charles E. Bohlen bezeichnete die Klausel als «einen der grossen Irrtümer des Krieges» und als «Torheit». Hanson W. Baldwin, einer der führenden amerikanischen Journalisten, sprach sogar von dem grossen politischen Fehler des Krieges und einer Politik des «politischen Bankrotts». Das ist inzwischen herrschende Ansicht geworden.

Die vorausgesagte Folge trat ein – die Deutschen wurden in einen Verzweiflungskampf hineingetrieben. Die Klausel wirkte kriegsverlängernd, verwandelte Deutschland in ein Trümmerfeld und kostete auf beiden Seiten – unzählige Menschen das Leben. General Wedemeyer, Mitglied des amerikanischen Führungsstabs, hat die Lage folgendermassen umschrieben: «Unsere Forderung auf bedingungslose Kapitulation verstärkte naturgemäss den Willen des Feindes zum Widerstand und zwang sogar Hitlers schlimmste Feinde, den Kampf fortzusetzen, um das Land zu retten ... Sie hatten keine Alternative.»

Im Februar 1948 hielt der amerikanische Senator Robert Taft eine Rede, in der er die Politik der bedingungslosen Kapitulation offen dafür verantwortlich machte, dass Deutschland zerstört und in Europa ein Vakuum geschaffen worden sei, das permanent in Gefahr stehe, von der Sowjetunion ausgefüllt zu werden.

Feldmarschall Montgomery äusserte sich am 5. Juli 1953 zu Lord Moran, dem Leibarzt von Churchill, in gleichem Sinn: «Alles hat in Casablanca begonnen. Bedingungslose Kapitulation bedeutete, dass die russischen Truppen in Deutschland einfielen. Wenn dies schon feststand, dann hätten wir wenigstens sicherstellen müssen, dass wir als erste in Berlin, Wien und Prag einmarschierten. Es wäre möglich gewesen.»

Dass eine Politik geboten war, die den gegen Hitler eingestellten Kräften eine Chance gab, kam Roosevelt und Churchill nicht in den Sinn. Es bestand die Möglich-

keit, den Krieg zu beenden, lange bevor die Russen Osteuropa in die Hand bekommen und deutschen Boden betreten hatten. Diese Chance wurde aber vertan. Hätte man eine weitsichtigere Politik betrieben, hätten Millionen von Menschen am Leben erhalten und ungeheure Sachschäden vermieden werden können. Für eine solche Politik fehlten auf alliierter Seite indessen Männer mit dem nötigen Weitblick.

An die Opfer ihrer Entschlüsse pfl egten sie leider nicht zu denken. Sie waren nicht gewohnt, sich vor jeder Entscheidung die Frage vorzulegen: «Wie komme ich möglichst unblutig zum Ziel?»

Hier lag vor allem einer der Mängel Churchills. Hatte er einen Entschluss zu fassen, kümmerte er sich nicht darum, wieviele Menschenleben die Ausführung kosten würde. Der Schriftsteller H. G. Wells hat einmal gesagt, Churchill glaube ganz naiv, dass er zu einer besonders begabten und privilegierten Klasse von Wesen gehöre, denen das Leben der einfachen Leute und ihre Angelegenheiten «als Rohmaterial für brillante Einfälle überlassen» worden seien.

Eine eigenartige Seite in Churchills Wesen ist damit berührt. In dem umfangreichen Schrifttum über ihn stösst man nirgendwo auf Hinweise, die darauf schliessen lassen, dass er sich vor seinen grossen militärischen Entscheidungen immer auch die Frage vorgelegt hätte, wieviele Menschenleben sie kosten könnten. Es gibt auch keinerlei Zeugnisse dafür, dass er es sich zum Prinzip gemacht hätte, jedesmal auch nach weniger verlust-

reichen Lösungsmöglichkeiten Ausschau zu halten. Es war nicht seine Art, nach den zu erwartenden Opfern zu fragen!

Unwillkürlich ruft diese Beobachtung die Erinnerung an den Herzog von Wellington wach. Als er 1812 erfuhr, dass seine Truppen bei der Belagerung von Bajadoz schwere Verluste erlitten hatten, war er erschüttert und brach in Tränen aus. Und als ihm am Abend der Schlacht von Waterloo die Verlustliste vorgelegt wurde, rief er aus, während ihm die Tränen das pulvergeschwärzte Gesicht herunterliefen: «Nächst einer verlorenen Schlacht gibt es kein grösseres Unglück als eine gewonnene.» Wellington war bekannt dafür, dass er sich mehrfach geweigert hatte, Operationen auszuführen, bei denen Menschen unnötig geopfert worden wären.

Das war eine Gesinnung, von der auch Feldmarschall Graf von Moltke beseelt war. Für ihn kam ein Krieg nur als das allerletzte Mittel in Frage, um das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten. Er vergass nie, an die Opfer zu denken, die ein Krieg fordert. «Hoffentlich wird dieses letzte Mittel bei fortschreitender Kultur immer seltener zur Anwendung kommen. Wer möchte in Abrede stellen, dass jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk ist, denn kein Landerwerb, keine Milliarden können Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen.»

Die Einstellung des Heerführers, der sich seiner grossen Verantwortung bewusst ist, ist in klassischer Weise

in einer Notiz des Feldmarschalls von Mackensen zum Ausdruck gekommen, die er an dem Tage zu Papier brachte, als er die Befehle für die grosse Durchbruchschlacht bei Tarnow und Gorlice unterzeichnete (28. April 1915): «Heute beschäftigen sich meine Erwartungen mit einer männermordenden Schlacht ... Einen grossen Erfolg erwartet man von mir, einen entscheidenden, und grosse Erfolge sind im Kriege meist auch nur mit grossen Verlusten zu erreichen. Wie viele Todesurteile enthält mein Befehl zum Angriff? Dieser Gedanke ist es, der mich vor jedem Befehl zum Angriff bedrückt. Aber ich handele auf Befehl im Zuge unabänderlicher Notwendigkeit. Wie mancher von den kräftigen, frischen Jünglingen, die gestern und heute an mir nach der Front hin vorbeimarschierten, wird in wenigen Tagen auf dem Schlachtfeld liegen, zur letzten Ruhe gebettet ... Manches von den leuchtenden Augenpaaren, in das ich schauen konnte, wird bald gebrochen sein ... Das ist die Kehrseite der Medaille!»

Dieser deutsche Offizier war sich der Verantwortung gegenüber den Männern, die seiner Führung anvertraut waren, voll bewusst!

Wie Churchills Leibarzt Lord Moran berichtet hat, war Feldmarschall Lord Alexander bei einem Besuch Berlins Ende Juli 1945 niedergeschmettert von dem, was er dort sah. Ihm gefiel «diese brutale Demütigung eines stolzen Volkes nicht, das auf die Knie gezwungen wurde». Als er Churchill von Alexanders Reaktion auf dieses unvorstellbare Ausmass von Zerstörung und Tod

erzählte, sagte dieser kalt und ungerührt: «Mir gehen solche Empfindungen völlig ab.» Ähnlich wie bei Mackensen trat die den echten Soldaten charakterisierende Grundeinstellung in sehr bemerkenswerter Weise auch in einer Ansprache zutage, die Dwight D. Eisenhower anlässlich einer Ehrung am 12. Juni 1945 in der New Yorker Guild Hall hielt: «Das hohe Gefühl der Auszeichnung, das mich beseelt, während ich die grosse, mir zuteil gewordene Ehre empfangen, ist untrennbar verbunden mit Empfindungen tiefer Trauer. Demut muss immer die Einstellung jedes Mannes sein, dem Beifall für Leistungen gespendet wird, die mit dem Blut seiner Gefolgschaft und dem Opfer seiner Freunde errungen worden sind.»

Mit alledem bildeten diese Männer einen starken Kontrast zu Napoleon I., der gegenüber Metternich bekanntlich geäussert hat: «Ich wuchs im Feld auf, und ein Mann, wie ich es bin, kümmert sich nicht gross um das Leben von einer Million Menschen.» Diese Bemerkung Napoleons erinnert an eine Äusserung Stalins, der einmal gesagt hat: «Der Tod eines Menschen ist ein trauriges Ereignis, aber der Tod einer Million ist eine Sache der Statistik.»

Dass Stalin – was das Leben anderer Menschen betraf – auch sonst nicht die geringsten Skrupel besass, wurde deutlich, als sich 1945 eine jugoslawische Delegation bei ihm über zahlreiche mit Morden verbundene Verge-  
waltigungen beklagte, die sowjetrussische Soldaten ver-  
übt hatten, als sie den Nordostzipfel von Jugoslawien

durchquerten. Wie Milovan Djilas in seinen «Gesprächen mit Stalin» berichtet hat, fuhr Stalin hoch und fragte Djilas, ob er denn gar nicht verstehen könne, wenn ein Soldat, der Tausende von Kilometern durch Blut und Feuer und Tod gegangen sei, an einer Frau seine Freude habe. «Was ist schon dabei, wenn er sich mit einer Frau amüsiert, nach all den Schrecknissen?» – In der deutschen und amerikanischen Wehrmacht wurde jeder Soldat, der sich an einer Frau vergriffen hatte, hart bestraft, häufig sogar mit dem Tode; bei den Briten und den Franzosen dürfte es nicht anders gewesen sein. In der Roten Armee wurden demgegenüber in der Endphase des Krieges beide Augen zugeedrückt.

Churchill hätte selbstverständlich derartiges niemals geduldet, es ist aber zu bedauern, dass er bei seinen Entscheidungen nicht mehr Rücksicht auf die möglicherweise eintretenden Verluste genommen hat. Das gilt insbesondere für den Bombenkrieg mit Hunderttausenden von Toten, vor allem Frauen und Kindern.

Andere prominente Staatsmänner besaßen da ein sehr viel regeres Gewissen. So hat Neville Chamberlain nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in seinen Briefen mehrfach betont, der Gedanke an die Gefallenen und ihre Familien bringe ihn um alle Ruhe. Dem entsprach auch die Einstellung Bismarcks. Der Gedanke an die Menschen, die im Krieg ihr Leben eingebüßt hatten, liess ihn bis an sein Lebensende nicht mehr los.

1878 sagte er zu Moritz Busch: «Ohne mich hätte es drei grosse Kriege nicht gegeben, wären 80.000 Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht.» Im März 1867 hatte er in einem Gespräch geäußert: «Ich habe auf dem Schlachtfeld und, was noch weit schlimmer ist, in den Lazaretten die Blüte unserer Jugend dahinraffen sehen schon durch Wunden und Krankheit, ich sehe jetzt aus diesem Fenster gar manchen Krüppel auf der Wilhelmstrasse gehen, der heraufsieht und bei sich denkt, wäre nicht der Mann da oben, und hätte er nicht den bösen Krieg gemacht, ich sässe jetzt gesund bei ‚Muttern‘. Ich würde mit diesen Erinnerungen und bei diesem Anblick keine ruhige Stunde haben, wenn ich mir vorzuwerfen hätte, den Krieg leichtsinnig oder aus Ehrgeiz oder aus eitler Ruhmessucht für die Nation gemacht zu haben.»

Von welchem tiefem Gefühl der Verantwortung seinen Mitmenschen gegenüber Bismarck beseelt war, wird schon durch eine Bemerkung aus dem Jahr 1850 belegt: «Es ist leicht für einen Staatsmann, mit dem populären Wind in die Kriegstrompete zu stossen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht.» Bemerkenswert auch folgende Äusserung: «Es sollte jeder Minister des Äusseren gezwungen werden, mit ins Feld zu ziehen und

namentlich das Elend in den Lazaretten mit anzusehen, dann würde keiner den Krieg leichtnehmen!»

George E Kennan, der ehemalige amerikanische Botschafter beim Kreml, unbestreitbar einer der besten Kenner der europäischen Verhältnisse, meint in seinen «Memoiren», die Alliierten hätten eine grosse Chance verpasst, als sie es versäumten, mit den deutschen Konservativen und den deutschen militärischen Führern zu verhandeln. Freilich fehlte dafür auf alliierter Seite das nötige Verständnis. Das wurde blitzartig klar, als Churchill am 2. August 1944 über die Ereignisse des 20. Juli 1944 sprach. Seine Ausführungen liessen totales Unverständnis erkennen: «Die höchsten Persönlichkeiten im Deutschen Reich ermorden einander.» Das war alles, was er zu sagen hatte.

Nachdem sich die Westmächte nun einmal auf die Klausel der bedingungslosen Kapitulation festgelegt hatten, gab es für die Deutsche Wehrmacht keine Aussicht mehr, zu einem erträglichen Kriegsabschluss zu kommen. Wie sollte sich ein hoher militärischer Befehlshaber bereitfinden, auf Waffenstillstandsverhandlungen einzugehen, wenn er sich dem Gegner bedingungslos ausliefern musste und das einzige, worauf er rechnen konnte, ein Diktatfriede war? Heinrich Brüning machte dem französischen Diplomaten Roland de Margerie schon im April 1939 klar, man könne von den deutschen Generalen nicht erwarten, dass sie einen Bürgerkrieg vom Zaun brächen, nur um eine weitere Zeit der Unter-

drückung von aussen einzuleiten. Und wie sollte jemand unter diesen Umständen den Entschluss finden, die Hand gegen Hitler zu erheben? 2.000 Jahre lang hätte es geheissen: «Wenn diese Verräter nicht von ihm abgefallen wären, er – der grosse Mann – hätte schon einen Ausweg gefunden.»

Wenn Teile des deutschen Offizierskorps am 20. Juli 1944 ungeachtet dieser Klausel dann doch zur Tat geschritten sind, so lag dem die Überzeugung zugrunde, dass man nicht länger warten dürfe, wenn die Ehre des deutschen Soldaten gewahrt und eine Katastrophe abgewendet werden solle.

Das militärische Haupt der Verschwörung, Generaloberst Beck, bis 1938 Chef des Generalstabs, hatte frühzeitig erkannt, dass Hitler auf einen Krieg hinsteuerte, und er ist sofort diesen Kriegsplänen entgegengetreten – mit einer Klarheit, Entschiedenheit und einem persönlichen Mut, die ihresgleichen suchen. Schon 1937 hatte er dringend vor kriegerischen Abenteuern gewarnt und auf die Kriegsunlust aller Schichten des deutschen Volkes hingewiesen. Mitte 1938 legte er drei umfangreiche Denkschriften zur militärpolitischen Lage Deutschlands vor, die zu den wichtigsten Dokumenten unserer Zeit gehören. Sie tragen die Daten vom 5. Mai, 3. Juni und 16. Juli 1938. In der letzten dieser Denkschriften erhob er nach gründlicher Prüfung der Lage die Forderung, die Kriegsvorbereitungen sofort einzustellen. Er schloss seine Ausführungen mit den beschwörenden Worten: «Es stehen hier letzte Entscheidungen über den Bestand der

Nation auf dem Spiele. Die Geschichte wird diese Führer mit einer Blutschuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischen Wissen und Gewissen handeln. Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls verbieten.»

Als Beck feststellen musste, dass er mit seinen Warnungen kein Gehör fand, erklärte er seinen Rücktritt. Das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Zu einem gewaltsamen Umsturz wird sich ein hoher Befehlshaber freilich nur schwer entschliessen. Der Erhebung vom 20. Juli 1944 sind denn auch jahrelange Überlegungen vorausgegangen. Man fühlte sich durch den Eid an Hitler gebunden, und man schreckte auch lange vor einem Mordanschlag zurück. Wenn diese Männer schliesslich doch zur Tat schritten, so gibt das zu der Frage Anlass: Wo ist ein Volk, in dem derart viele Männer besten Blutes so entschieden der Stimme ihres Gewissens Raum gegeben und dafür ihr Leben geopfert haben?

Einer der Gründe, weshalb der Umsturzversuch gescheitert ist, wurde bereits erwähnt: Man kann so etwas – mit einigermaßen sicherer Aussicht auf Erfolg – nur unternehmen, wenn man der unteren Offiziersränge, des Unteroffizierkorps und der Mannschaften sicher ist. Das ist eine geschichtliche Erfahrung. Dass sie mitgingen, war aber keineswegs sicher. Sie waren ideologisch auf

die nationalsozialistische Bewegung ausgerichtet. Die meisten hatten nie etwas anderes gehört.

Die Verschwörer konnten aber auch auf einen anderen sehr wesentlichen Mitspieler nicht rechnen – die breiten Massen des Volkes. Bei ihnen war Mitte 1944 die Stellung Hitlers trotz der schweren Verluste im Feld und trotz der Schäden und Verluste des Luftkrieges noch nicht so erschüttert, dass man damit rechnen konnte, sie würden sich sofort mit erheben und auf die Seite der aufbegehrenden Offiziere treten. Hitler hatte im Laufe der Jahre durch die Rückgewinnung des Saargebietes, die Wiederherstellung der Wehrhoheit, den Einmarsch in die linksrheinischen Gebiete, die Einverleibung Österreichs, das Münchener Abkommen sowie die Feldzüge in Polen und Frankreich ein so gewaltiges Prestige angesammelt, dass es sehr schwierig war, auf breiter Front eine Widerstandsbewegung aufzubauen.

Wie aber, wenn der Kampf aussichtslos geworden ist?

Der Verfasser dieser Schrift hat in einer im Juli 1939 gehaltenen akademischen Festrede über «Militärischen Gehorsam und Verantwortung» (deren 2. Auflage 1940 verboten wurde) die Ansicht vertreten, es könne in jedem Krieg ein Augenblick kommen, in dem der hohe militärische Führer verpflichtet sei, dem Staatsoberhaupt bzw. der obersten militärischen Führung den Gehorsam aufzukündigen.

Diesem Punkt ist Feldmarschall Erwin Rommel nahegekommen, als er am 15. Juli 1944 in einem für Hitler

bestimmten ultimativen Blitzfernschreiben den Ernst der Lage geschildert hatte. Darin hiess es am Schluss: «Die Truppe kämpft allerorts heldenmütig, jedoch der ungleiche Kampf neigt sich dem Ende entgegen. Ich muss Sie bitten, die Folgerungen aus dieser Lage zu ziehen. Ich fühle mich verpflichtet, als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe dies klar auszusprechen.»

Da Hitler nicht in der gewünschten Weise reagierte, wäre Rommel nicht darum herumgekommen, seinerseits Folgerungen zu ziehen. Er hatte das einigen seiner Mitarbeiter auch schon angekündigt. Bevor er das tun konnte, griff das Schicksal ein und schaltete ihn aus der weiteren Entwicklung aus: Am 17. Juli 1944 wurde er in der Normandie durch Tieffliegerbeschuss schwer verwundet.

Wenn nach der Katastrophe vom 20. Juli andere Befehlshaber nicht zu offener Auflehnung geschritten sind, so ist Folgendes zu bedenken: Ein Offizier, der einen Staatsstreich unternimmt, dringt damit in eine Sphäre ein, aus der er sich von Berufs wegen herauszuhalten hat – den Bereich der Politik. Lehnt er es ab, dies zu tun, wird man das respektieren müssen. Schon immer war die Erziehung des deutschen Offiziers darauf angelegt, die Sphäre der Politik zu meiden. In der Reichswehrzeit hat sich das deutsche Offizierskorps auch streng darangehalten; General von Schleicher war in dieser Hinsicht durchaus eine Ausnahmeerscheinung. Ein Ausnahmefall war es auch, als Ende Januar 1933 der damalige Chef der

Heeresleitung, General Frhr. von Hammerstein, den Reichspräsidenten vor einer Berufung Hitlers zum Reichskanzler warnte. Nach herkömmlicher Auffassung überschritt er damit die Grenzen seines Amtes.

Grossadmiral Dönitz hat in seinen Erinnerungen die Ansicht vertreten, ein militärischer Führer werde überfordert, wenn er sich im Krieg auch noch um die Verhältnisse im Staate kümmern oder gar in den Kampf um die politische Führung eintreten solle. Wer zu den Spitzenkräften der militärischen Führung gehöre, sei auf den Kampf gegen den äusseren Feind beschränkt und mit dieser Aufgabe voll ausgelastet. Der politischen Führung habe er Gefolgschaft zu leisten, auch wenn der Kampf nicht mehr aussichtsreich sei. Wörtlich erklärte der Grossadmiral: «Ein Staat, der zulässt, dass seine Soldaten nicht mehr ihre volle Kraft im Kampf einsetzen, wenn die militärische Lage ungünstig oder hoffnungslos wird, und der etwa das Urteil darüber, ob das der Fall ist, in das Ermessen eines jeden Soldaten stellt, rüttelt an den Grundlagen seiner eigenen Existenz.»

Ähnliches war von Grossadmiral Raeder zu hören: «Der Gedanke, mich zu gleicher Zeit mit einer Verschwörung oder Plänen für einen Staatsstreich zu beschäftigen, ist niemals bei mir aufgetaucht und lag ausserhalb meiner Natur.» Zur Übernahme einer «innerpolitischen Aufgabe», wie sie ein Staatsstreich darstelle, seien die Streitkräfte nicht berufen.

Das ist eine Auffassung, zu der sich nach dem Zweiten Weltkrieg auch Marschall Juin bekannt hat.

Im Vorwort zu seinem 1954 erschienenen Buch «Trois Siècles d'Obéissance Militaire» erklärte Juin, er habe der französischen Regierung stets Gehorsam geleistet, ohne nach ihrer Legitimität zu fragen, und er werde das auch in Zukunft tun, ohne Rücksicht darauf, welchen Wandlungen das Regime noch unterworfen sei. Das entspreche alter Tradition seines Landes.

In den Jahren der Grossen Revolution hätten von 35.000 Offizieren nur 6.000 den Dienst quittiert, und von 1.000 Generalen seien nur 100 emigriert. Dem Abfall des Generals de Gaulle hätte sich im Juni 1940 weder die Armee noch die Marine angeschlossen. Und den Putschisten vom 13. Mai 1958 habe sich nur eine geringe Zahl von Offizieren beigestellt. Seinen Kameraden von heute könne er nur den Rat geben, ihre Hände aus der Politik herauszuhalten und zu dem zurückzukehren, was alter Tradition entspreche. «Hände weg von der Politik – beschränkt Euch auf Eure militärischen Aufgaben!» Das sind Gesichtspunkte, die man bei der Beurteilung der Vorgänge in den Kriegsjahren nicht ausser Betracht lassen darf.

### **Roosevelt und Churchill als fragwürdige Sachwalter der freien Welt**

Im Grunde braucht man sich gar nicht zu wundern, dass die Westmächte eine so unglückliche und verhängnisvolle Deutschlandpolitik betrieben haben. Sie hatten ihr

Schicksal in entscheidender Stunde Männern anvertraut, deren Reflexions- und Aktionsfähigkeit eingeschränkt waren. Bei Roosevelt beruhte dieser Mangel auf einer schwer angeschlagenen Gesundheit, bei Churchill war es die Folge davon, dass in seinem Kopf für die Probleme des Friedens neben denen des Krieges kein Platz war. Beide waren nicht mehr flexibel genug, vernünftige Kriegsziele anzusteuern und Garantien für eine stabile Friedensordnung zu schaffen.

Roosevelt war für alle Eingeweihten schon auf der Konferenz von Teheran (28.11. - 1.12.1943) eine schwere Enttäuschung. Feldmarschall Lord Alanbrooke, der Chef des Empire-Generalstabs, rief damals entsetzt aus: «Die Konferenz ist vorüber, nachdem sie eben erst begonnen hat. Stalin hat den Präsidenten in die Tasche gesteckt.» («The Conference is over when it has only just begun. Stalin has got the President in his pocket»), berichtet in den Diaries of Sir A. Cadogan, S. 582). Noch bevor er 1944 zur Wiederwahl aufgestellt wurde, war Roosevelt ein todkranker Mann, der nur noch begrenzte Zeit zu leben hatte. Dr. Bruenn, ein Herzspezialist, der ihn im April 1944 untersucht hatte, führte in seinem Befund aus, er habe einen sehr alt gewordenen Mann mit wenig lebenserhaltenden Kräften vorgefunden. Er könne jederzeit sterben. Bei entsprechender Schonung und Pflege bleibe er vielleicht noch einige Monate am Leben, möglicherweise noch ein oder zwei Jahre, länger aber nicht.

Ein Konsilium hervorragender von Spezialärzten schwächte dieses pessimistische Votum nicht entscheidend ab. Der Patient durfte pro Tag nur noch sechs Stunden das Bett verlassen. Akten, die schnelle Entscheidungen erforderten, wurden ihm ferngehalten, desgleichen Ferngespräche. War eine Entscheidung unabweisbar, wurde sie in wenigen Minuten gefällt.

Niemand stellte dem Präsidenten die Frage, ob es zu verantworten sei, das Land bei derart zerrütteter Gesundheit und derart verkürztem Arbeitstag zu regieren.

Jetzt wiederholte sich das, was unter Präsident Wilson geschehen war. Seit seinem Schlaganfall vom September 1919 war auch er ein Pflegefall gewesen, zu dem nur noch seine Ehefrau und sein Privatsekretär Zugang hatten. Da sie entschieden, was ihm vorgelegt und vorgetragen wurde, sprach man damals vom «Petticoat-Government» («Weiber-Regiment»).

Im Fall Roosevelts war nicht zu vermeiden, dass Gerüchte nach draussen drangen; so wurde u.a. behauptet, der Präsident sei gesundheitlich ein erledigter Mann. Sein Leibarzt, Admiral McIntire, trat dem sofort nachdrücklich entgegen. An diesen Gerüchten sei nicht ein Körnchen Wahrheit. Sein Herz habe nie zu Klagen Anlass gegeben, und für einen Mann seines Alters befinde sich der Präsident in ausgezeichneter Verfassung. In seinen 1946 veröffentlichten «Erinnerungen» wiederholte McIntire diese Behauptungen.

Im Jahr 1974 hat der New Yorker Journalist Jim Bishop ein Buch über das letzte Lebensjahr Roosevelts pu-

bliziert und darin alle Vorkommnisse minutiös nachgezeichnet. Daraus ergibt sich, dass der Leibarzt die amerikanische Öffentlichkeit grob angelogen und hinteres Licht geführt hat. Ob das mit Wissen des Präsidenten oder seiner Familie geschehen ist, ist nicht bekannt. Das beruhigende ärztliche Bulletin hatte jedenfalls die Folge, dass Roosevelt erneut zum Präsidentschaftskandidaten nominiert und im November 1944 auch gewählt wurde.

Den Aufgaben, die im letzten Kriegsjahr auf ihn zukamen, war Roosevelt nicht mehr gewachsen.

Den Plan des Finanzministers Morgenthau, Deutschland als Industrienation auszulöschen und es in ein Agrarland umzuwandeln, akzeptierte er im Sommer 1944, ohne sich die weittragenden wirtschaftlichen und politischen Folgen eines solchen Vorhabens klarzumachen.

Der Morgenthau-Plan, während der 2. Konferenz von Quebec (11. - 19.9.1944) diskutiert und beschlossen, sah die «pastoralization», das heisst die Reduzierung Deutschlands auf den Status eines Agrarstaates vor. Die Fabriken sollten zerstört und die Bergwerke gesprengt und überflutet werden. Diese Massnahmen zielten besonders auf das Ruhrgebiet ab. Das seiner Industriebetriebe beraubte deutsche Volk sollte hinfert nur noch von seiner Landwirtschaft, Ackerbau und Viehzucht, leben und in ein Volk von kleinen Landwirten verwandelt werden.

Es bedurfte des vereinten Druckes der Minister Hull, Stimson und Forrestal, Roosevelt von dieser wahnwitzigen

gen Idee abzubringen. Im Oktober 1944 konnte man den Präsidenten endlich überzeugen. Roosevelt erklärte damals, ihm sei unverständlich, wie er zu alledem seine Unterschrift habe geben können; offenbar habe er «nicht sehr darüber nachgedacht». Zu seinem Freund und Mitarbeiter Harry Hopkins sagte er, er habe in dieser Sache der Aufdringlichkeit («the importunities») eines alten Freundes (Morgenthau) nachgegeben. – So verantwortungslos handelte der Präsident der mächtigsten Nation der Welt in einer Frage, bei der nicht nur das Wohl und Wehe des deutschen Volkes, sondern ganz Europas auf dem Spiele stand!

Vor allem aber muss ihm die totale Verkennung der von Sowjetrußland drohenden Gefahren angelastet werden. Er brachte Stalin und der bolschewistischen Führung ein Vertrauen entgegen, das ungerechtfertigt war und schmachvoll enttäuscht werden sollte.

Ende Juli 1941 schickte er seinen Freund und Berater Harry Hopkins nach Moskau und sicherte Stalin im Rahmen des Leih-Pacht-Programms jede nur denkbare Hilfe zu. Dies tat er, ohne die Russen auf die Grenzen von August 1939 festzulegen und sie in anderer Weise zu verpflichten. Dabei befand sich die Sowjetunion im Herbst 1941 in solcher Bedrängnis, dass sie jede Forderung hätte akzeptieren müssen. In einem (in die Form einer Botschaft gekleideten) verzweifelten Hilferuf, den er am 3. September 1941 an Churchill richtete, entschlüpfte Stalin das Eingeständnis, dass sich sein Land in «tödl-

cher Gefahr» («mortal danger») befinde. William C. Bullitt (1891-1962), einstmals amerikanischer Botschafter in der Sowjetunion, warnte Roosevelt und beschwor ihn, nichts zu liefern, bevor Stalin auf schriftlich fixierte Bedingungen festgelegt sei. Bullitt wurde bei diesen Warnungen tatkräftig durch Averell Harriman (geb. 1891) unterstützt, der ebenfalls Botschafter in Moskau gewesen war.

Roosevelt liess sich dadurch nicht beeinflussen. Er war fest davon überzeugt, dass das Ende der Diktatur in Russland gekommen sei und das russische Volk vor allem die Beschränkung seiner religiösen Freiheit abschüteln werde. Wie sehr der klare Blick bei ihm getrübt war, lässt der (im Anhang abgedruckte) Brief erkennen, den er am 3.9.1941 an Pius XII. gerichtet hat. Er sieht danach eine «echte Chance», dass das kommunistische Regime nach Kriegsende die Freiheit der Religionsausübung anerkennen werde. Das diktatorische Regime, das in Russland herrschte, heisst es in dem Brief weiter, sei der Sicherheit anderer Nationen weniger gefährlich als die deutsche Form der Diktatur. Denn die einzige Waffe, welche die russische Diktatur ausserhalb ihrer Grenzen eingesetzt habe, sei kommunistische Propaganda. Deutschland sei aber gegen andere Nationen nicht nur mit Propaganda, sondern mit Waffengewalt vorgegangen. «Meiner Ansicht nach ist das Fortbestehen Russlands weniger gefährlich für die Religion, für die Kirche als solche und für die Menschheit im Allgemeinen, als es das Fortbestehen der deutschen Form der Diktatur wäre.»

Diese Illusionen wurden von prominenten Mitgliedern der amerikanischen Führung geteilt. Messersmith, der Stellvertreter des Aussenministers, äusserte damals die Überzeugung, die Russen befänden sich in der Umbildung zu einer Art von demokratischem Sozialismus, und auf territoriale Erwerbungen seien sie nicht aus. Auch Joseph E. Davies, der damalige Botschafter beim Kreml, hielt es für ausgeschlossen, dass Russland den Kommunismus in Europa weiterverbreiten wolle. Roosevelt merkte erst kurz vor seinem Tode, dass er sich mit den Russen total verkalkuliert hatte.

In welch absurden Gedankengängen sich Roosevelt damals auch sonst bewegte, lassen einige seiner Vorstellungen über die Behandlung des deutschen Volkes erkennen.

Am 19. August 1944 sagte er zu Morgenthau (der dieses Gespräch in seinem Tagebuch festgehalten hat): «Wir müssen mit den Deutschen hart sein. Das heisst mit dem deutschen Volk, nicht nur mit den Nazis. Wir müssen sie entweder kastrieren oder so mit ihnen verfahren, dass sie nicht länger Menschen zeugen, die so wie bisher weitermachen.»

Läge nicht das Zeugnis Morgenthaus vor, wäre kaum glaubhaft, dass der Staats- und Regierungschef der führenden Weltmacht sich auf ein solches Niveau heruntergeben und von «Kastrieren» gesprochen hat.

Dass das deutsche Volk von diesem Mann, der völlig von dem Gedanken der Kollektivschuld aller Deutschen

beherrscht war, nichts Gutes zu erwarten hatte, darauf lässt auch schliessen, was er am 25. August 1944 – von Morgenthau inspiriert – an Stimson schrieb: «Jeder einzelne Deutsche soll merken, dass Deutschland diesmal ein besiegttes Volk ist. Ich will nicht, dass die Deutschen verhungern. Haben sie selbst nicht genug zu essen, dann sollen sie dreimal täglich aus den amerikanischen Feldküchen Suppe bekommen. Zu viele Menschen hier und in England glauben, nur ein paar Naziführer und nicht das ganze deutsche Volk seien für das, was geschehen ist, verantwortlich. Das stimmt leider nicht mit den Tatsachen überein ...»

Damals erging die Direktive JCS (Joint Chiefs of Staff) 1067 – «Deutschland wird nicht besetzt, um befreit zu werden, sondern als eine besiegte Feindnation» –, die für mehrere Jahre den Rahmen für die amerikanische Besatzungspolitik in Deutschland abgesteckt hat. Sie atmete Morgenthau-Geist.

Dass Roosevelt im letzten Jahr seines Lebens gesundheitlich schwer angeschlagen war, wirkte sich besonders nachteilig auf die Konferenz von Jalta (4.-11.2.1945) aus. Als ihn Lord Moran, Churchills Leibarzt, dort wieder sah, fiel ihm auf, wie körperlich verfallen der Präsident wirkte: «Er beteiligte sich kaum an der Debatte und sass meistens nur mit offenem Mund dabei» (Tagebuchnotiz Lord Morans vom 4.2.1945). Sein einstiger Scharfsinn sei geschwunden und nichts davon übriggeblieben: «Nach allem, was ich hier beobachte, muss ich bezwei-

feln, dass er seiner Aufgabe gewachsen ist.» Wie J.E. Byrnes, der spätere Aussenminister, der an der Konferenz ebenfalls teilnahm, berichtet hat, las Roosevelt auch die Akten nicht mehr. Lord Moran kam zu dem Schluss, dass man es mit einem schwerkranken Mann zu tun habe: «Er hat alle Symptome der Hirnarterienverkalkung in fortgeschrittenem Stadium, so dass ich ihm nur noch wenige Monate gebe. Aber die Menschen schliessen die Augen, wenn sie nicht sehen wollen, und die hier versammelten Amerikaner können sich nicht zu der Erkenntnis durchringen, dass es mit dem Präsidenten aus ist» (Notiz vom 7.2.1945). Sir Alexander Cadogan schrieb aus Jalta an Lord Halifax, den Botschafter seines Landes in den USA: «FDR wusste kaum, worum es ging. Wenn er den Vorsitz hatte, leitete er nicht.» Bis Mitte März hatte sich der Zustand des Präsidenten derart verschlechtert, dass er nach Mitteilung des Botschafters Murphy nicht einmal mehr imstande war, eine richtige Unterhaltung zu führen. Der Tod ereilte ihn am 12. April 1945.

**Und das war der Mann,  
dessen Händen das Schicksal  
der freien Welt anvertraut war!**

Er hatte die Klausel von der bedingungslosen Kapitulation zu verantworten, die kriegverlängernd wirkte und deshalb den Tod von Millionen von Menschen zur Folge hatte. Er hatte – was ihm u.a. von Senator Robert Taft

zum Vorwurf gemacht worden ist – den Russen ungeheure Mengen von Kriegsmaterial geliefert, sich aber keinerlei Gegenleistungen dafür ausbedungen. Er hatte ohne Gegenwehr der Sowjetunion gegenüber die Ideale der Atlantikcharta preisgegeben, indem er die Litauer, Letten, Esten und Polen ihrem Schicksal überliess – von der Behandlung der Deutschen ganz zu schweigen. Er hatte blindgläubig Stalin ein Vertrauen entgegengebracht, das schmäählich enttäuscht werden sollte. Fürwahr eine erschütternde Bilanz!

Wenn gegen die aussenpolitische Wirksamkeit Roosevelts erhebliche Kritik am Platze ist, so lässt sich nicht bestreiten, dass er auf innerpolitischem Gebiet Bedeutendes geleistet hat. Als er am 4. März 1933 das Amt antrat, war die wirtschaftliche Lage des Landes katastrophal. Rund 15 Millionen Menschen waren arbeitslos, und alle Banken hatten die Schalter geschlossen. Innerhalb von 100 Tagen führte Roosevelt eine Wendung herbei. Dass er dieser schweren Krise Herr geworden ist, rückt Roosevelt allein schon in die erste Reihe der Präsidenten.

Wie es scheint, war auch Winston Churchill damals nicht mehr fähig, aus dem Rahmen des Üblichen fallende Gedanken und Entschlüsse zu fassen und künftige Entwicklungen vorauszusehen und ihnen zu begegnen. Auch er hat auf den Konferenzen der Jahre 1943 bis 1945 eine enttäuschende Rolle gespielt. In den Sitzungen des britischen Kabinetts pflegte er sich in langen Reden zu ergehen, die seinen Zuhörern mehr und mehr auf

die Nerven gingen, weil sie immer wieder von der Sache abschweiften. Anfang 1945 legte sein Stellvertreter Attlee förmlich Protest dagegen ein. Am 22. Februar 1945 vermerkte Sir Alexander Cadogan in seinem Tagebuch: «Winston Churchill kann im Kabinett nicht ja oder nein sagen, er muss immer eine lange Rede halten. Wie haben wir nur den Krieg gewinnen können?»

Auf der Potsdamer Konferenz (17.7.-2.8.1945) war die Sache noch schlimmer. Sir Alexander Cadogan notierte: «Winston Churchill platzt bei jeder Gelegenheit in die Diskussion hinein, schwätzt den grössten Unsinn (,the most irrelevant rubbish’) und bringt unseren Standpunkt dauernd in Gefahr.»

In Grossbritannien gilt Winston Churchill heute noch als grosser Mann. Nach Clement Attlee, seinem Stellvertreter während fünf Jahren, war er der grösste Führer, den das Land in Kriegszeiten jemals besessen habe. In dieser Hinsicht ist man in England heute so gut wie einer Meinung. Manche stufen ihn sogar noch höher ein. Lord Longford hat beispielsweise erklärt, er sei als der grösste Engländer des 20. Jahrhunderts zu betrachten, und noch andere – z.B. General Lord Ismay – sehen in ihm den vielleicht grössten Briten aller Zeiten.

Als Kontinentaleuropäer wird man in Übereinstimmung mit Alexander Solschenizyn einer solchen Einschätzung nicht beipflichten können.

Gewiss haben die Kriegsanstrengungen des britischen Volkes durch ihn eine starke Belebung und Steigerung

erfahren. Es erscheint aber nicht glaubhaft, wie immer wieder behauptet wird, dass ohne ihn der Krieg für Grossbritannien verlorengegangen wäre. Wie die Geschichte lehrt, entfaltet das britische Volk im Krieg Ausdauer und Zähigkeit ganz von selbst, ohne dass es erst einer Aufmunterung von oben bedarf. Man darf deshalb annehmen, dass es seine traditionelle Rolle auch dann gespielt hätte, wenn Churchill nicht an der Spitze des Landes gestanden hätte.

Was seine Amtsführung betrifft, so ist starke Kritik am Platze. Ein unbändiger Drang zum Handeln liess Churchill häufig Ziele verfolgen, die gefahrvoll waren und sich für die Kriegführung seines Landes katastrophal hätten auswirken können, wenn ihm seine Berater nicht ständig in den Arm gefallen wären. Er war – wie alle empfanden, die täglich mit ihm zu tun hatten – eine Spielernatur, mit allen Gefahren einer solchen. Sein militärischer Berater, Feldmarschall Lord Alanbrooke, und sein aussenpolitischer Berater, Aussenminister Anthony Eden, waren unaufhörlich damit beschäftigt, ihm mehr oder minder phantastische Pläne auszureden. Alan Brooke nahm diese aufreibende Aufgabe derart mit, dass er mehrfach am Rande eines nervlichen Zusammenbruchs stand.

Welcher Fehleinschätzungen Churchill fähig war, lässt die Vorgeschichte einiger der grossen Entscheidungen des Krieges erkennen.

Der Rooseveltischen Klausel von der bedingungslosen Kapitulation schloss er sich an, obwohl auf der Hand lag,

dass das ein schwerer psychologischer Missgriff war. Durch seine Berater liess er sich nicht umstimmen. Einem Staatsmann seiner Stellung hätte so etwas nicht passieren dürfen.

Noch weniger Weisheit lässt seine Stellungnahme zum Morgenthau-Plan verspüren.

Am 14. September lehnte Churchill den Plan zunächst ab (er denke nicht daran, sein Land an eine Leiche zu ketten). Durch das Argument, der Plan werde mit der Ausschaltung eines gefährlichen Konkurrenten England vor dem Bankrott retten, liess er sich am nächsten Tag durch Lord Cherwell umstimmen. Es war dies eine «scharfe Rechtsum-Kehrtwendung». Damit schloss sich Churchill der Auffassung Roosevelts an, der am 15. September 1944 in einem Memorandum der These Morgenthaus in aller Form beigetreten war.

Stimson, ohne Zweifel der bedeutendste Kopf im Kabinett des Präsidenten und wie der britische Aussenminister Eden ein scharfer Gegner des Morgenthau-Plans, fand das alles unbegreiflich und unverantwortlich. Am 17. September 1944 schrieb er in sein Tagebuch, es sei eine furchtbare Tatsache, «dass die totale Macht in Grossbritannien und den USA in den Händen von zwei Männern liege, die sich beide in ihrer Impulsivität und ihrem Mangel an systematischem Studium glichen» («both of whom are similar in their impulsiveness and their lack of systematic study»). Er beklagte die «karthagische Haltung» des Finanzministers – «ein Fall von ra-

chedürstendem Semitismus, der damit die Saat für einen neuen Krieg legt» («a case of Semitism gone wild for vengeance, which caused with it the seeds of another war»). Auch US-Aussenminister Cordell Hull bezeichnete den Plan als ein «Werkzeug blinder Rache».

Eigenartig war auch Churchills Einstellung zum Recht. Dass er die Säuberungsaktionen Stalins gegen das Offizierskorps der Roten Armee als voll gerechtfertigt bezeichnet hat, wurde schon erwähnt (S. 63). Wenn es ihm zweckmässig erschien, schreckte auch er nicht vor schweren Rechtsbrüchen zurück. So z.B. liess er im Sommer 1940 unter flagrantem Bruch des Völkerrechts die in Mers-el-Kebir und Oran liegenden Einheiten der französischen Hochseeflotte angreifen und vernichten. 1.500 französische Seeleute fanden dabei den Tod. Auch seine Luftkriegführung, der bekanntlich mehrere hunderttausend Frauen und Kinder zum Opfer fielen, war mit dem Völkerrecht nicht vereinbar. In der Kriegsverbrecherfrage vertrat er hartnäckig die Forderung, die führenden Funktionäre des nationalsozialistischen Deutschlands ohne Verfahren einfach an die Wand zu stellen (dabei hatte er sich auf der Konferenz von Teheran – Ende 1943 – noch entrüstet, als von Stalin der Vorschlag gemacht wurde, 50.000 deutsche Offiziere und Sachverständige zu liquidieren, um die militärische Macht des Reiches für immer zu brechen). Es bedurfte nachdrücklicher amerikanischer Vorstellungen, um Churchill von diesem Plan abzubringen.

Gegen die Forderung Churchills, dass die führenden Nationalsozialisten «be shot out of hand» (d.h. ohne vorherige gerichtliche Aburteilung einfach «umzulegen» seien), hatte sich ausser Verteidigungsminister Stimson auch General Marshall mit Nachdruck gewandt. Stimson schrieb am 4. September 1944 in sein Tagebuch: «Es war interessant zu beobachten, dass Offiziere in diesen Fragen mehr Achtung vor dem Recht haben als Zivilisten, die darüber reden und eifrig darauf aus sind, rasch jedermanns Kopf ohne Gerichtsverhandlung und Anhörung abzuschlagen.»

Der Hauptvorwurf, der gegen Churchill zu erheben ist, besteht darin, dass er über dem Alltag der Kriegsgeschehnisse ganz die Planung für den Frieden vergessen hat. Einer der Führer der Labour-Partei – der Abgeordnete Greenwood – hat ihm das am 2. August 1944 im Unterhaus nachdrücklich vor Augen geführt. Der Premierminister, sagte er, müsse sich endlich Gedanken über die Zukunft machen und Pläne für die Nachkriegszeit entwerfen. In dieser Hinsicht habe er äusserst leichtfertig gehandelt («dealt with this matter with excessive lovetiy»). Churchills Leibarzt hat dazu geäussert: «Der Premierminister war so sehr von der Führung des Krieges in Anspruch genommen, dass ihm wenig Zeit blieb, an die Zukunft zu denken.»

Einige Jahre nach dem Krieg hat auf dieses schwere Versäumnis auch der amerikanische General Albert C. Wedemeyer hingewiesen, der der militärischen Führung

der USA angehört hat und deshalb als besonders sachkundiger Beobachter angesprochen werden muss. Churchill habe es leider ganz und gar an Leitlinien für eine vernünftige Friedensregelung fehlen lassen: «Keine Pläne wurden gemacht, keine Vorbereitungen wurden für die vitale Rolle getroffen, die wir in der internationalen Arena einnehmen – die Rolle der Weltführerschaft. Auf diese Weise verloren wir den Frieden, obwohl wir aus dem Zweiten Weltkrieg mit der mächtigsten Kampfmaschine herauskamen, welche die Welt jemals erlebt hat.»

Nachdem der eine Drache erschlagen worden sei, seien die Alliierten 1945 mit einem noch grösseren und gefährlicheren konfrontiert worden. Eine Ironie der Geschichte sei es, dass das Sowjetreich grösstenteils als Machtgebilde alliierter Schöpfung betrachtet werden müsse. Den Amerikanern habe man gepredigt, dass Churchill ein grosser Staatsmann sei. Dieses Urteil erscheine nach Lage der Dinge übertrieben, ja völlig ungerechtfertigt.

Alexander Solschenizyn hat Churchill insbesondere zum Vorwurf gemacht, dass er den Sowjets nach Kriegsende das 90.000 Mann umfassende Kosakenkorps ausgeliefert hat, nachdem den Soldaten vorher die Waffen abgelistet worden waren. Er urteilt im Übrigen folgendermassen über ihn und Roosevelt: «In ihren Ländern werden Churchill und Roosevelt als Verkörperung staatsmännischer Weisheit verehrt. Uns hingegen, den Teilnehmern der russischen Gefängnisdebatten, offen-

barte sich mit frappierender Deutlichkeit ihre notorische Kurzsichtigkeit, ja Dummheit. Wie konnten sie auf ihrem Weg vom Jahre 1941 zum Jahre 1945 auf jegliche Garantie für die Unabhängigkeit der osteuropäischen Staaten verzichten? Wie konnten sie wegen des lächerlichen Kinderspiels um das vierzonale Berlin (ihre künftige Achillesferse zudem) die riesigen Gebiete von Sachsen und Thüringen hergeben? Und welche militärische und politische Räson mag wohl für sie darin gelegen haben, einige hunderttausend bewaffnete und absolut nicht kapitulationswillige Sowjetbürger dem Tod in Stalins Lagern auszuliefern?»

Die Repatriierungsfrage ist inzwischen in Grossbritannien zu einem heissumstrittenen Thema geworden. Ausgelöst wurde diese Debatte durch ein 1974 erschienenes Buch von Lord Nicholas Bethell («The last Secret. The Delivery to Stalin of over 2 Million Russians by Britain and U.S.»; Das letzte Geheimnis. Die Auslieferung von über 2 Millionen Russen an Stalin durch Briten und Amerikaner»). Durch das 1977 erschienene Buch von Graf Nikolai Tolstoy: «The Victims of Jalta» (Deutsch unter dem Titel: «Die Verratenen von Jalta», München 1977), wurde dafür gesorgt, dass die Sache nicht zur Ruhe kam.

Wie Graf Tolstoy behauptet, sind 5 Millionen Russen an die Sowjets ausgeliefert worden, unter ihnen zahlreiche Frauen und Kinder. Von ihnen wurden viele erschossen, andere kamen in den Lagern Sibiriens um.

Beide Autoren weisen daraufhin, dass der Auslieferung ein Beschluss des Kriegskabinetts vorausgegangen ist, die Regierung Churchill deshalb dafür die volle Verantwortung trage. Der «Spectator» beschäftigte sich am 18. Februar 1978 mit dem Komplex und sprach von Vorgängen, deren sich das ganze Land schämen müsse («The nations shame»), nicht zuletzt deshalb, weil die Sache viele Jahre peinlich vertuscht worden sei. Die ‚Times‘ sprach zwei Tage danach von einem der dunkelsten Flecken auf dem britischen Ehrenschild.

Auf polnischer Seite ist Churchill nicht vergessen worden, dass er auf der Konferenz von Teheran (28.11.-1.12.1943) halb Polen mit 5 Millionen Einwohnern «verschenkt» habe, ohne die damalige polnische Regierung oder das polnische Volk vorher zu hören. Als ihn der polnische Ministerpräsident Mikolaiczuk deswegen am 14. Oktober 1944 zur Rede stellte, behandelte ihn Churchill entwürdigend, herrschte ihn an und schnitt ihm das Wort ab.

Churchills deutsches Konto ist belastet mit der Hauptverantwortung für mehr als eine halbe Million Luftkriegstote (bekanntlich weitaus überwiegend Frauen und Kinder) sowie der Gefühl- und Herzlosigkeit, mit der er der Vertreibung von Millionen Deutscher aus ihren Heimatgebieten zugesehen hat. Am 15. Dezember 1943 hatte er im Unterhaus erklärt: «Mich beunruhigen diese grossen Umsiedlungen nicht, die unter modernen Verhältnissen besser als je zuvor durchgeführt werden können.»

Das, was sich bei Kriegsende ereignete, war allerdings ganz anders, als es Churchill prophezeit hatte. Etwa 16 Millionen Deutsche wurden aus ihrer Heimat vertrieben, und auf der Flucht gab es aufgrund unsäglicher Strapazen und Entbehrungen rund 3 Millionen Tote. In den Ländern des Westens wurde dieses ungeheuerliche Geschehen kaum zur Kenntnis genommen. Es ist das Verdienst von Alfred de Zayas («Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen», 1977) und Heinz Nawratil («Vertreibungsverbrechen an Deutschen», 1982, und «Die deutschen Nachkriegsverluste unter Vertriebenen, Gefangenen und Verschleppten», 1986), die Weltöffentlichkeit auf diese Tragödie hingewiesen zu haben.

Inzwischen sind auch namhafte britische Historiker dazu übergegangen, Vorbehalte gegen Churchill geltend zu machen. Robert Rhodes James hat 1969 in einem Artikel behauptet, er habe wegen seiner Neigung zu übereilten Entschlüssen und wegen seines Faibles für Krisenzeiten geradezu eine Gefahr für das Land gebildet. Er habe ja auch jahrzehntelang als Kriegstreiber («warmonger» und «fire-eater») gegolten. Völlig den Problemen des Augenblicks hingegeben, habe er in sträflicher Weise die Fragen der Zukunft und der heranwachsenden Generationen vernachlässigt. 1970 hat derselbe Autor in einem Buch über Churchill erklärt, dass die Zeit für eine vollständige und ausgewogene Würdigung dieses Mannes noch nicht gekommen sei.

Auch A.J.P. Taylor, der bekannte Oxforder Historiker, hat Bedenken angemeldet. Es sei schwer, sagte er, in Churchill ein Element von schöpferischer «Staatskunst» («statesmanship») zu entdecken. Mangels Weitblicks sei er sich viel zu spät darüber klargeworden, was der Sieg Sowjetrusslands für Europa und die Welt bedeutete. Verblüfft habe er sich am Ende zu der Einsicht durchgerungen, dass der Krieg im Grunde unnötig («unnecessary») gewesen sei.

Und General Fuller, neben B. Liddell Hart führender britischer Militärschriftsteller, sagte in seiner «Geschichte des Zweiten Weltkrieges»: Wäre Churchill «ein weitblickender Staatsmann (gewesen), so würde er das Äusserste getan haben, die Vernichtung Deutschlands zu verhindern, weil ... das nur die Errichtung einer weit mächtigeren und brutaleren Hegemonie über Europa bedeuten konnte» (a.a.O., S. 401). Zum Unglück für sein eigenes Land und die Welt im Allgemeinen sei aber leider «Weitsicht nicht Mr. Churchills herausragende Eigenschaft gewesen».

Lord Longford erklärte um die gleiche Zeit, Churchill sei eigentlich nur für eine «Saison» geschaffen gewesen – die fürchterliche Saison des Krieges («the terrible season of war»). Hier habe er sich in seinem Element gefühlt. Für diese Behauptung gibt es eine Anzahl interessanter Belege aus dem Leben Churchills. Am 28. Juli 1914 schrieb er an seine Frau, alles steuere jetzt auf einen Zusammenstoss und eine Katastrophe zu: «Ich bin interessiert, aufgewühlt und glücklich.» Und 1915 äusserte er zu Margot Asquith, er möchte um keinen Preis

der Welt ausserhalb dieses «köstlichen Krieges» («delicious war») leben. Krieg war sein eigentliches Metier.

Man vergleiche damit, was William Pitt d. J. geäussert hat, als er Ende des 18. Jahrhunderts von Lord Granville gedrängt wurde, den Krieg fortzusetzen: «Ich betrachte es als englischer Minister und als Christ als meine Pflicht, jeden Versuch zu unternehmen, einen so blutigen und verheerenden Krieg zu beenden.» Bei Churchill war von dieser Einstellung wenig vorhanden.

Dass Churchill ebenso wie Roosevelt wie gebannt nur auf das Kriegsgeschehen gestarrt und alles andere vernachlässigt hat, insbesondere das, was nach Schluss des Krieges auf die Welt des Westens zukommen musste, haben die Demokratien schwer bezahlen müssen. Wie wir von einem seiner Freunde wissen, hat Churchill nach dem Kriege selbst geäussert, das Urteil der Geschichte werde nicht nur die unter seiner Führung errungenen Siege, sondern auch die daraus hervorgegangenen weiteren Folgen in Rechnung ziehen: «Wenn man sie berücksichtigt, bin ich nicht sicher, dass man von mir sagen wird, ich hätte meine Sache gut gemacht.» Als er am 19. Juli 1956 von seinem Leibarzt gefragt wurde, ob er nicht sein Buch über die «Geschichte der englisch sprechenden Völker» bis ins 20. Jahrhundert fortsetzen wolle, antwortete er, über das Trauerspiel dieses Jahrhunderts könne er nicht schreiben: «Wir sind durch alle Prüfungen gegangen, aber es hat uns nichts genützt.»

Nach Lord Moran hätte es Churchill ohne seine Wortgewalt nicht weit gebracht. Der Arzt kannte ihn aus jahrelanger, täglicher Berührung genau. Sein Urteil lautete: «Im Grunde zeichnete er sich weder durch Urteilskraft noch durch Menschenkenntnis noch durch administratives Geschick aus» (Tagebuchnotiz vom 21.10.1943).

Der Arzt dürfte Churchill richtig beurteilt haben.

### **Stalin als Verhandlungspartner**

Demgegenüber schnitt Stalin (eigentlich Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili) bei allen, die mit ihm in Moskau oder auf den Konferenzen von Teheran oder Jalta zu tun hatten, hervorragend ab.

Als ihn Harry Hopkins, der Freund und enge persönliche Mitarbeiter von Franklin D. Roosevelt, am 29. Juli 1941 in Moskau besuchte, fasste er nach sechsstündiger Unterredung seine Eindrücke von Stalin in folgenden Sätzen zusammen: «Er wiederholte sich nicht ein einziges Mal. Er sprach so, wie seine Scharfschützen schossen – hart und zielsicher. Er begrüßte mich mit ein paar russischen Worten. Er drückte mir kurz, fest und höflich die Hand. Er lächelte freundlich. Es war, als spräche man mit einer gut funktionierenden Maschine, einer intelligenten Maschine. Josef Stalin wusste genau, was er wollte ... Die Fragen, die er stellte, waren klar und bestimmt...

Seine Antworten kamen rasch und unzweideutig ... Zweifel scheint er nicht zu kennen.»

Das entsprach ziemlich genau dem Eindruck, den Robert Coulondre, der Botschafter Frankreichs aus der Zeit vor dem Kriege, aus Moskau mitgenommen hatte: einfach in der Lebensführung, intelligent, ein geschickter Taktiker und mit staatsmännischer Vernunft begabt; freilich auch skrupellos und unter den Diktatoren einzig dastehend in der Missachtung menschlichen Lebens. Coulondres abschliessendes Urteil lautete: «Stalin ist keine erfreuliche Persönlichkeit, aber eine grosse!» Auf den Konferenzen von Teheran und Jalta war Stalin nach übereinstimmendem Urteil die überragende Gestalt. Unter dem Eindruck dessen, was er in Teheran beobachtet hatte, sagte Aussenminister Eden am 4. Januar 1945 zu seinem Stellvertreter Sir Alexander Cadogan, Stalin sei der einzige von den «Grossen Drei» («Big three»), der klar wisse, was er wolle und zielbewusst und hartnäckig im Verhandeln sei. Der englische Premierminister sei demgegenüber nur «Gefühl» («emotion») und der amerikanische Präsident «geistesabwesend und misstrauisch gegen andere» («vague and jealous of others»). Während der Konferenz von Jalta, am 8. Februar 1945, hielt Sir Alexander Cadogan in seinem Tagebuch fest, Stalin habe sich stets auf das Wesentliche konzentriert und nie ein überflüssiges Wort geäussert. Am 11. Februar 1945 trug er ein: «Joe ist äusserst gut gewesen. Er ist ein gros-

ser Mann und hebt sich sehr eindrucksvoll gegen den Hintergrund der beiden alternden Staatsmänner ab.»

Der Chef der amerikanischen Luftstreitkräfte, General H. H. Arnold, lernte Stalin auf der Konferenz von Teheran kennen. Er fasste sein Urteil folgendermassen zusammen: «Ein brillanter Geist, rasch im Denken und schlagfertig, rücksichtslos, ein grosser Führer, der mutig zu seinen Überzeugungen steht.» Dem entsprach genau der Eindruck, den ein führendes Mitglied der britischen Delegation, Admiral Lord Cunningham, von Stalin in Teheran hatte: «Ich war beeindruckt ... (Stalin) erfasste schnell den springenden Punkt und war niemals in Verlegenheit um eine Erwiderung, und zwar ohne vorher jemanden zu konsultieren. Mit unfehlbarer Sicherheit erfasste er den schwachen Punkt in jeder Argumentation.»

Besonders interessant ist, was Feldmarschall Lord Alanbrooke, der Chef des britischen Empire-Generalstabs, über Stalin zu berichten weiss. Er hat ihn in Moskau sowie auf den Konferenzen von Teheran und Jalta gründlich studieren können.

Alanbrooke war ein nüchterner, scharfer und unbestechlicher Beobachter, auf dessen Urteil viel gegeben werden muss. Nachdem er Stalin im August 1942 in Moskau kennengelernt hatte, vertraute er seinem Tagebuch an: «Zweifellos ist er eine ungewöhnliche Erscheinung, aber keineswegs anziehend. Er hat ein unangenehm kaltes, listiges, grausames Gesicht, und jedesmal, wenn ich ihn anblicke, muss ich an die Menschen denken, die er bedenkenlos ins Verderben schickt. Fraglos

arbeitet sein Gehirn rasch; er erfasst das Wesentliche der Kriegführung sofort.»

Als er ihn Ende November 1943 auf der Konferenz von Teheran wiedersah, war er wiederum beeindruckt von Stalins Intelligenz. Neu war bei Alanbrooke die Entdeckung, dass er auch über bedeutende strategische Fähigkeiten verfügte. Er notierte damals Folgendes über Stalin: «Ich hatte mir schon eine sehr hohe Meinung über seine geistigen Anlagen, seine Charakterstärke und seinen Scharfsinn gebildet, wusste aber noch nicht, ob er auch ein Stratege sei ... Während dieser Sitzung und auf allen folgenden Sitzungen, die wir mit Stalin hatten, kam ich rasch dazu, die Tatsache zu würdigen, dass er einen militärischen Verstand höchsten Kalibers besass. Nie unterlief ihm bei irgendeiner seiner Aussagen ein strategischer Fehler; immer würdigte er auch die Schwierigkeiten einer Lage mit einem schnellen und nie irrenden Auge. In dieser Beziehung hob er sich von seinen beiden Kollegen deutlich ab.»

Aus dem, was vorstehend über die Männer gesagt worden ist, die am Ende des Zweiten Weltkriegs Entscheidungen von grösster Tragweite zu fällen hatten, ist folgender Schluss zu ziehen: Es kam damals entscheidend darauf an, in einer Art, wie es in so erfolgreicher Weise 1815 der Wiener Kongress getan hatte, die Weichen für die Zukunft zu stellen und eine gerechte, gesunde und vor allem dauerhafte Friedensordnung zu schaffen. Wenn das auf den Konferenzen der Endphase des Krieges und unmittelbar nach dessen Abschluss

nicht gelang, so lag das daran, dass die Führer des Westens von dem hochintelligenten, hellwachen, verschlagenen und gerissenen Georgier, der ihnen gegenüberstand, glatt überspielt und ausmanövriert wurden.

## Kapitel IV:

### Die militärische Leistung der Deutschen im Krieg

Es ist bei uns üblich geworden, über das, was der deutsche Soldat im Zweiten Weltkrieg getan und geleistet hat, mit Stillschweigen hinwegzugehen oder gar verächtlich darüber zu sprechen. Das ist für den geschichtlich Denkenden ein unerträglicher Zustand, denn das, was darüber zu berichten ist, gehört zu den ganz grossen Leistungen der älteren Generation, die es nicht verdient haben, dass sie der Vergessenheit anheimgegeben werden.

Man ist dazu umso weniger berechtigt, als beim deutschen Soldaten die entscheidenden Antriebskräfte nicht aus einer bestimmten politischen Einstellung oder einer Ideologie kamen, sondern aus der Überzeugung, zur Verteidigung des Vaterlandes aufgerufen zu sein. Wenn er nach seiner Väter Art treu seine Pflicht erfüllte, tat er das nicht im Gefühl, einer schlechten Sache zu dienen oder für irgendwelche Zwecke missbraucht zu werden. Wäre dem anders gewesen, hätte das mit Sicherheit seine Haltung beeinflusst.

Da die Leistungen unserer Soldaten im deutschen Schrifttum nur selten erwähnt werden und so gut wie niemals angemessene Würdigung finden, muss man das Schrifttum der Gegenseite zu Rate ziehen, wenn man erfahren will, wie sie einzuschätzen sind.

### «Geborene Soldaten»

«Die Deutschen», vertraute Feldmarschall Lord Alanbrooke, als Chef des Empire-Generalstabs der ranghöchste britische Offizier, am 23. Mai 1940 seinem Tagebuch an, «sind ohne Frage die wunderbarsten Soldaten.» Ein Jahr später, am 18. Juni 1941, notierte Unterstaatssekretär Sir Alexander Cadogan: «Die Deutschen sind prächtige Kämpfer, und ihr Generalstab besteht aus wahren Meistern der Kriegskunst.» Am 29. Mai 1941 zollte Feldmarschall Lord Wavell im Gespräch mit einem Diplomaten der Zähigkeit der deutschen Truppen, ihren kämpferischen Eigenschaften und ihrer Leistungsfähigkeit gleich hohe Anerkennung («a tribute to the toughness and fighting ability and efficiency of the German troops»), war es doch um die Moral seiner eigenen Truppen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz damals nicht gut bestellt. Wie General Sir John Kennedy berichtet hat, hatten sie «nicht so zäh wie die Deutschen und die Russen gekämpft, und jetzt waren sie noch durch die Japaner deklassiert worden». Einen Grund dafür sah der britische General in dem Umstand, dass man ungefähr drei Jahre

benötigt, um eine brauchbare Truppe heranzubilden. Die Hauptursache war nach seiner Meinung eine andere. Die Briten seien, sagte er, «als Nation weicher als alle ihre Gegner, ausgenommen die Italiener». Die moderne Zivilisation nach «demokratischem Muster» sei einfach nicht imstande, eine widerstandsfähige, harte, Anfechtungen und Entbehrungen gewachsene Rasse hervorzubringen. Ein Erlass, der damals erging, machte allen Kommandeuren dringend zur Pflicht, für eine wesentliche Verbesserung von Moral und Disziplin innerhalb der britischen Streitkräfte zu sorgen.

Als im Mai 1943 auf der Konferenz in Washington zwischen den amerikanischen und britischen Militärexperten die Pläne für die Errichtung einer zweiten Front diskutiert wurden, warnte Lord Ismay, einer der engsten Berater des Premierministers in Fragen der militärischen Kriegführung, eindringlich davor, die Dinge zu leichtzunehmen, werde die französische Küste doch durch die hervorragendsten Streitkräfte Europas («the finest soldiery in Europe») verteidigt.

Auf die gleiche Einschätzung der Deutschen Wehrmacht stösst man bei Feldmarschall Lord Alexander. Ihm waren auf dem italienischen Kriegsschauplatz Truppen von 26 Nationen unterstellt, er besass also einen Überblick wie niemand vor ihm. Über die deutschen Soldaten äusserte er, sie seien von einem starken Sinn für Pflicht und Disziplin beseelt gewesen und hätten überall tapfer und zäh gekämpft. Auf Sizilien hätten 60.000 Deutsche erst die Italiener entwaffnet und dann 500.000

Alliierte 38 Tage lang am Vormarsch gehindert – trotz überwältigender Überlegenheit in der Luft und zur See. Bei den Deutschen handle es sich um geborene Soldaten («natural soldiers») – wie bei den Gurkhas und Russen. Ihre hohe Kampfmoral hätten sie bis zum allerletzten Augenblick vor dem Knockout bewahrt.

Als die Landung bei Salerno geglückt sei, habe es für den Vormarsch nach Norden nur noch ein einziges Hindernis gegeben, den Bergrücken von Cassino. Um diesen Riegel aufzubrechen, habe man gegen Kloster und Stadt Cassino einen der schwersten Luftangriffe des Krieges gerichtet und 1.100 Tonnen Bomben abgeworfen. Keine Seele, habe man sich auf alliierter Seite gesagt, werde nach diesem Bombardement dort noch ein Maschinengewehr in Stellung bringen können. Es sei aber anders gekommen. Als die Alliierten zum Angriff angetreten seien, sei das Trümmerfeld lebendig geworden und der Vormarsch zum Stocken gekommen. Wörtlich sagte der Feldmarschall: «Gegen einen weniger furchtbaren Feind wäre eine Operation, wie wir sie geplant hatten, erfolgreich gewesen. Ich glaube aber, wir hatten die bemerkenswerte Energie und Zähigkeit der Deutschen unterschätzt.»

In einem Schreiben, das er am 20. März 1944 an Churchill richtete, führte Alexander u.a. aus: «Ich bezweifle, ob es auf der Welt eine zweite Truppe gibt, die das überstehen und nachher mit der gleichen Verbissenheit weiterkämpfen würde wie diese Leute.»

Nach dem schweren Rückschlag bei Cassino beschloss der Feldmarschall, sich in einem Lazarett bei Caserta einmal einige dieser Soldaten aus der Nähe anzusehen. «Als ich in der Tür erschien, rief der Stubenälteste, ein schwer verwundeter Feldweibel, in den Saal hinein: ‚Achtung, Herr General!‘ Die Verwundeten nahmen in ihren Betten stramme Haltung an, und ich musste befehlen: ‚Carry on!‘ (‚Weitermachen!‘), sonst wären sie bis in alle Ewigkeit so liegen geblieben.»

«Ich erwähne diesen Zwischenfall», bemerkte der Feldmarschall dazu, «um den Soldatentyp zu kennzeichnen, gegen den wir kämpften. Was man auch immer über die Deutschen denken mag, wir müssen zugeben, dass die deutschen Soldaten ausserordentlich zäh und tapfer waren.»

Ende August 1944 meinte man im alliierten Oberkommando, man könne im Herbst bis nach Istrien und Österreich durchstossen. Am 26. September 1944 sah sich Feldmarschall Alexander aber zu der Meldung gezwungen, Kesselrings Truppen kämpften noch immer so unerschütterlich wie nie während des Krieges und seien von den Apenninenpässen nicht zu vertreiben.

Das blieb den ganzen Winter über so. Diese Zähigkeit und Tapferkeit schwanden auch dann nicht, nachdem die deutschen Truppen in Italien Anfang April 1945 fast alle schweren Waffen und einen grossen Teil ihrer Ausrüstung eingebüsst hatten: «Sie fochten noch immer ... mit

der gleichen Entschlossenheit und dem gleichen Geschick, das sie während des ganzen Feldzugs gezeigt hatten.»

Wie sehr diese Haltung auf britischer Seite imponiert hatte, kam mehrfach auch in Äusserungen Churchills zum Ausdruck. Am 22. Februar 1944 sprach er im Britischen Unterhaus darüber und fand dabei für die Deutsche Wehrmacht Worte grösster Bewunderung: «Die Kampfkraft (fighting quality) der Truppen ist hoch ... Das deutsche Generalstabssystem ... stellt einen Orden dar, der viele tausend Dogmen von langer, ununterbrochener Kontinuität umfasst. Es besitzt grosses Geschick, sowohl bei der Verwendung der Truppen im Felde wie auch bei deren Verschiebung von Platz zu Platz. Die kürzlich in Italien ausgefochtenen Kämpfe sollten in dieser Hinsicht keinen Zweifel bestehenlassen.»

Am 27. Juli 1953 trug Lord Moran, Churchills Leibarzt, Folgendes in sein Tagebuch ein: Er hat «die Deutschen stets bewundert; sie sind ein grosses Volk. Ihre Armee hat ihm Achtung eingeflösst».

### **Unerschütterliche Kampfmental**

Franzosen pflegen sich zu anerkennenden Worten über ihre Gegner weniger leicht bereit zu finden als Briten und Amerikaner. Umso mehr Gewicht muss einer Äusserung von General de Lattre de Tassigny beigemessen werden, die er im April 1946 Carl Jacob Burckhardt gegenüber getan hat. Sie bezog sich auf Stalingrad: «Es hat

in unserer Zeit noch einige ganz grosse Leistungen gegeben, zum Beispiel die Deutschen in Stalingrad. Sie standen für einen unsinnigen Befehl, einen irrsinnigen Befehl. Aber was sie geleistet haben, ist vorbildlich.»

In ähnlicher Weise hat sich Charles de Gaulle geäußert. 1962 hatte er Stalingrad besucht. Bei einem Empfang in Moskau fragte ihn ein Journalist nach seinen Eindrücken in der zerstörten Stadt. «Stalingrad? Das ist schon ein fabelhaftes Volk, ein sehr grosses Volk.» Der Presseberichterstatter nickte zustimmend: «Ja, die Russen.» De Gaulle fiel ihm ungeduldig ins Wort: «Aber nein doch, ich spreche nicht von den Russen, ich spreche von den Deutschen natürlich.»

Die Urteile, die von amerikanischer Seite vorliegen, sind für den deutschen Soldaten nicht weniger ehrenvoll. Sie sind zum Teil erst in den letzten Jahren bekannt geworden.

In seinen «Erinnerungen» bezeichnet General H.H. Arnold, der einstige Oberbefehlshaber der amerikanischen Luftstreitkräfte, die Deutsche Wehrmacht als eine der bestorganisierten und bestdisziplinierten Armeen der Welt. 1956 folgte ihm General Ridgway nach, der ehemalige Oberbefehlshaber der Nato-Streitkräfte: Die Amerikaner hätten den deutschen Soldaten in der Schlacht kennengelernt, und wenn sie auch die Ideologie abgelehnt hätten, die ihn beseelte, so hätten sie ihn doch als Kämpfer respektiert.

Besonders wertvoll ist das, was bekannt geworden ist,

nachdem durch Martin Blumenson der dokumentarische Nachlass von General George Patton (The Patton Papers, 2 Bände, Boston 1974) durch ein ganzes Herausgeber-Team der Nachlass von General Eisenhower (The Papers of Dwight D. Eisenhower, 5 Bände, Baltimore und London 1970) und durch Forrest C. Pogue eine zweibändige Biographie von General Marshall (1973) veröffentlicht worden sind.

Wie Blumenson berichtet, entwickelte sich bei General Patton, dem berühmten Panzerkommandeur, im Laufe des Krieges steigende Bewunderung für die Deutschen, die tapfer gekämpft und die Ehre ihres Berufes hochgehalten hätten. «Ich habe Hochachtung vor den deutschen Soldaten», sagte er im November 1944 zu einem gefangengenommenen deutschen Offizier. «Sie sind ein angelsächsisches Volk», äusserte er bei anderer Gelegenheit, «und besitzen eine stolze militärische Tradition; sie haben sich als geschickt in der Kriegskunst erwiesen.»

Von ganz besonderem Gewicht ist das Urteil von George C. Marshall, der ja nicht nur ein grosser Soldat, sondern auch ein hervorragender Staatsmann war. Nach dem Kriege äusserte er sich über den deutschen Soldaten in einer Weise, die diesem zu höchster Ehre gereicht: «Die Deutschen sind natürliche Kämpfer, das müssen wir zugeben, sie waren geborene Soldaten» («natural warriors»). «Und sie waren hervorragend ausgebildet, sehr geschickt ausgebildet, vor allem, was das Unterof-

fizierskorps betraf. Und die Basis ihrer Disziplin war unerschütterlich» («unbending»).

## **Das Wunder im Osten**

Dass diese Kampfmoral in der Tat «unbending» – unbeugsam und unerschütterlich – war, sollte sich zeigen, als das deutsche Heer ab Ende 1941 in eine der schwersten militärischen Krisen der deutschen Geschichte verwickelt wurde.

Nach Meinung vieler militärischer Fachleute wurden die deutschen Verbände im Mittelabschnitt der Ostfront damals von einer Katastrophe säkularen Ausmasses bedroht. Es erschien nicht als ausgeschlossen, dass die total erschöpften Soldaten unter dem immer mächtiger werdenden Druck des Feindes ihre Stellungen verliessen und zurückfluteten, die Front sich also auflöste.

Wenn man sich in jenen kritischen Wochen die überaus gefährliche Lage vor Augen hielt, konnte man nicht umhin, eine solche Entwicklung in Rechnung zu ziehen. Die deutschen Operationen wurden zu jener Zeit erst durch regnerische Witterung und Schlamm, dann durch Kälte bis zu 52 Grad unter Null und durch gewaltige Schneestürme schwerstens behindert und weithin zum Erliegen gebracht. Die Truppe besass keine Winterausrüstung, sie wurde unzureichend gepflegt, und es fehlte ihr an geeigneten Fahrzeugen, Waffen und Munition.

Wegen der ungünstigen Witterungsbedingungen konnte ihr die Luftwaffe wenig Entlastung bringen. Der Starrsinn Hitlers machte zudem eine flexible Führung der deutschen Verbände unmöglich.

In dieser Situation setzten am 6. Dezember 1941 Angriffe überlegener feindlicher Kräfte ein. Aus Fernost waren 13 Schützendivisionen und 5 Panzerbrigaden herangeführt worden, die – vorzüglich ausgerüstet und unverbraucht – den deutschen Kräften schwer zu schaffen machten und die Front vor Moskau ins Wanken brachten. Stalin war Ende 1941 überzeugt, dass bei den Deutschen der totale Zusammenbruch bevorstehe. Seiner Meinung nach lag die Front in den letzten Zügen. Es sollte aber anders kommen. Die Front hielt, wenn auch nur unter schwersten Verlusten.

General von Tippelskirch hat in seiner «Geschichte des Zweiten Weltkrieges» folgendes Fazit gezogen: «Der unerschütterlichen Härte der deutschen Truppen und der Wendigkeit der deutschen mittleren und unteren Führung, die dem Gegner auch in der verzweifeltsten Lage überlegen blieb, war es zu verdanken, dass der russische Plan im Endergebnis scheiterte.»

Der tschechische Militärschriftsteller Oberstleutnant F.O. Miksche hat in seinem Buch «The Failure of Atomic strategy» (1958) erklärt, keine einzige der westlichen Streitkräfte sei imstande, das durchzustehen, was die Deutsche Wehrmacht in den russischen Winterfeldzügen von 1941 bis 1945 erlebt habe.

Und General J.F.C. Fuller, der bekannte britische Militärschriftsteller, urteilte in seiner «Military History of the Western World» (Vol. 3, S. 443): «Dass der deutsche Soldat, gänzlich unvorbereitet für einen Winterfeldzug, zuwege brachte, was er tat, stellt, was Ausdauer betrifft, eine der grössten Heldentaten dar, von der die Kriegsgeschichte berichtet.»

In dieser kritischen Periode zeigte sich, dass die deutschen Streitkräfte und der deutsche Soldat über ungewöhnliche Kraftreserven verfügten. Obwohl die zahlen- und materialmässige Überlegenheit der Roten Armee im Laufe der Zeit immer grösser wurde und entsprechend der Druck auf die deutschen Verbände ständig wuchs, brachten sie es fertig, der russischen Übermacht noch über drei Jahre den Zutritt zum deutschen Boden zu verwehren. Das war eine Leistung, die für den einzelnen Soldaten mit ungeheuren Strapazen, Entbehrungen und Leiden verbunden war. Sie lässt sich nur mit dem vergleichen, was im Ersten Weltkrieg den deutschen, französischen und britischen Soldaten vor Verdun oder an der Somme abgefordert worden ist.

### **Die Rote Armee als Gegner**

In Anbetracht der grossen Unterlegenheit an Menschen und Material bedurfte es deutscherseits des Aufgebots aller Energien, um diesen Gegner einigermaßen in Schach zu halten. Die Rote Armee hatte während des

Einfall in Finnland und zu Beginn des Russlandfeldzuges (mit den ungeheuren Gefangenenzahlen) Schwächen offenbart, die viele dazu verleiteten, ihre Leistungsfähigkeit und Kampfkraft gering einzuschätzen. General Sir John Dill, der damalige Chef des Empire-Generalstabes, stand unter den militärischen Fachleuten nicht allein, als er im Frühjahr 1941 die Prophezeiung wagte, die Deutschen würden durch die russischen Streitkräfte hindurchmarschieren «wie ein heisses Messer durch die Butter». Und wie wir aus dem Briefwechsel zwischen Roosevelt und seinem Freund, dem Richter Felix Frankfurter, wissen, war man auch in Washington allgemein der Ansicht, Hitler werde Russland «aufbrechen wie eine Eierschale» und nach ein paar Wochen in Moskau einmarschieren. Frankfurter war einer der ganz wenigen in der Umgebung des Präsidenten, die anderer Auffassung waren.

Bald sollte sich zeigen, dass man den russischen Soldaten gewaltig unterschätzt hatte. Schon Bismarck war der Meinung, dass er ausgezeichnet sei. Dem italienischen Ministerpräsidenten erzählte er 1888 anlässlich eines Besuches in Berlin, Zar Nikolaus habe einmal zu seinem Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, gesagt: «Mit Soldaten wie den meinigen, befehligt von Offizieren wie den deinigen, würde kein Gewehrschuss in Europa, von Moskau bis Cadiz, ohne meine Zustimmung losgehen.»

Als es dann anders kam, das heisst die bolschewistischen Streitkräfte dem deutschen Druck nicht erlagen

und Amerikaner und Russen plötzlich Verbündete waren, setzte in den USA das grosse Weisswaschen ein. War Stalin noch während des finnischen Winterfeldzuges ein gewalttätiger, blutdürstiger und skrupelloser Diktator gewesen, der über Berge von Leichen hinwegschritt, so wurde jetzt aus ihm der «gute, alte Onkel Josef» («good old Uncle Joe»). Senator La Follette hatte das kommen sehen. Admiral A.T. Mahan, der berühmte Marineschriftsteller, hatte schon zu Beginn des Jahrhunderts gemeint: «Erfolg deckt ebenso wie die Nächstenliebe eine Menge von Sünden zu.»

Feldmarschall Mannerheim, der 30 Jahre als Offizier im russischen Heer gedient hatte und infolgedessen über hervorragende Sachkenntnisse verfügte, hat in seinen 1952 erschienenen «Erinnerungen» den russischen Infanteristen als tapfer, zäh und genügsam bezeichnet, allerdings «mehr Massen- denn Einzelkämpfer». Das Soldatenmaterial pflegte vorzugsweise zu Massenangriffen benutzt zu werden. «Trotzdem wurde eine Angriffswelle nach der anderen vorgetrieben, stets mit demselben Ergebnis. Es kam vor, dass die Russen während der Angriffskämpfe im Dezember singend gegen die finnischen Minenfelder vorrückten, in dichten Gliedern, ja sogar Hand in Hand, scheinbar unbekümmert um die Explosionen und das wohlgezielte Feuer der Verteidiger. Erstaunlich war die fatalistische Ergebung, die die Infanterie auszeichnete ... In der russischen Psyche lag die Erklärung für die ... Erscheinung, dass die Infanterie sich

auch in der hoffnungslosesten Lage bis zum letzten Mann verteidigte. Die Kriegsgeschichte kennt nur wenige Fälle einer solchen Ausdauer.» Die Erklärung dafür sei nicht nur im politischen Terror zu suchen, sondern in einer für andere Völker unfassbaren Ausdauer im Leiden und Ertragen von Entbehrungen. Marschall Giovanni Messe, der Chef des nach Russland entsandten italienischen Expeditionskorps, beurteilte den russischen Soldaten ebenso: zäh, kämpferisch, tapfer, fähig, grösste Strapazen und Entbehrungen zu ertragen.

Feldmarschall Lord Alanbrooke urteilte im Februar 1945 über ihn, seiner Ansicht nach sei er «ein sehr, sehr guter Kämpfer».

Aus den Pannen der Jahre 1939 bis 1941 hatte die russische Führung rasch die Konsequenzen gezogen und ihre Streitkräfte unter eiserne Disziplin gestellt.

Die Felddienstordnung von 1940 gab den russischen Kommandeuren unbegrenzte Macht über ihre Leute. Sie bestimmte u.a.: «Der Führer ist verpflichtet, gegen Feiglinge alle Zwangsmassnahmen, bis zum Gebrauch der Waffe auf der Stelle, anzuwenden.» Praktisch bedeutete dies, dass der unbotmässige Untergebene von seinen Vorgesetzten auf der Stelle erschossen werden konnte. Urlaub gab es während des Krieges bei den russischen Streitkräften so gut wie überhaupt nicht. 1942 wurden Strafbataillone geschaffen, die nur für gefährliche Aufgaben eingesetzt wurden – Säubern von Minenfeldern, selbstmörderische Angriffe auf feindliche Stellungen

usw. Manchmal wurden die Männer sogar unbewaffnet in die Schlacht geschickt; die Funktionäre des NKWD im Rücken der Truppe sorgten dafür, dass nie einer zurückblieb. Der Soldat hatte immer nur die Wahl, entweder vom Feinde oder von dem Kommissar hinter ihm getötet zu werden.

Wie man auf russischer Seite mit dem Leben der Soldaten umsprang, machte eines Tages Marschall Schukow General Eisenhower deutlich: «Wenn wir an ein Minenfeld kommen, greift unsere Infanterie genau so an, als wäre es nicht dort!» Eisenhower bemerkte dazu in seinen Erinnerungen. «Ich hatte ein lebhaftes Bild vor Augen, was jedem amerikanischen oder britischen Kommandeur geschehen würde, der solche Taktiken anzuwenden wagte.» Als sich während des Krieges ein Vertreter der amerikanischen Regierung Stalin gegenüber beklagte, dass die Kampfverbände der amerikanischen Streitkräfte durch Desertion, Vorschützen von Krankheiten, Kampfesunlust und nervöse Zusammenbrüche ständig Ausfälle von vielen Divisionen hätten, erwiderte der Diktator, in der Sowjetarmee gehöre Tapferkeit dazu, feige zu sein: «It would take a brave man to be a coward» (Bericht des Verteidigungsministers Forrestal).

Kein Wunder, dass die sowjetrussischen Vorschriften dem Soldaten auch verboten, sich gefangenzugeben: «Nichts – auch nicht die Drohung mit dem Tode – kann einen Kämpfer der Roten Armee dazu zwingen, sich zu ergeben» (so wörtlich die während des Zweiten Weltkrieges geltenden Kampfvorschriften). Durch einen Be-

fehl vom September 1941 bestimmte Stalin, dass alle Kriegsgefangenen als Verräter zu behandeln seien. Die Behandlung der aus deutscher Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Soldaten war entsprechend; sie wurden entweder erschossen oder nach Sibirien deportiert.

Obwohl ihm hier ein sehr beachtlicher Gegner gegenüberstand, hat den deutschen Soldaten bis zum Schluss des Krieges das Gefühl der Überlegenheit nicht verlassen. Bei all seinen Qualitäten fehlte dem russischen Soldaten jene Fähigkeit zur Initiative, wie sie dem deutschen Soldaten eigen war und wie sie im Winterkrieg 1940/41 auch dem finnischen Soldaten das Bewusstsein der Überlegenheit gab. Ohne Leitung durch einen Befehl und ohne ständigen Kontakt mit seinen Kameraden war der russische Soldat zu selbständigem Handeln nicht fähig. Was die Offiziere betraf, so waren sie zwar einsatzbereit und tapfer – erforderte aber die Lage rasche Entschlüsse, so versagten sie leicht; ihnen fehlte schöpferische Energie. In dieser Hinsicht waren ihnen die deutschen Offiziere erheblich überlegen.

### **Die Rettung Westeuropas**

Hätte vor Moskau der Kampf- und Widerstandswille des deutschen Soldaten gebrochen werden können oder wäre das später – bevor die Engländer und Amerikaner an der französischen Küste Fuss fassen konnten – geglückt,

so hätte die aus Sibirien herbeigeeilten frischen russischen Panzerverbände bei geschickter und tatkräftiger Führung nichts hindern können, bis zur Atlantikküste vorzustossen.

Der schweizerische Aussenminister (Chef des Eidgenössischen Politischen Departements) Marcel Pilet war einer der wenigen europäischen Staatsmänner, die diese Gefahr erkannten. Edgar Bonjour hat das im 6. Band seiner «Geschichte der schweizerischen Neutralität» (S. 105 ff.) spannend geschildert.

Wie wir heute wissen, gab es 1942/43 Bemühungen, eine Atmosphäre zu schaffen, in der Friedensgespräche aufgenommen werden konnten. Sondierungen, die von spanischer, rumänischer und schweizerischer Seite vorgenommen wurden, dienten diesem Zweck. Dass auf der Gegenseite Bereitschaft für eine Fühlungnahme bestand, lässt ein Gespräch vermuten, das Anfang 1942 der schweizerische Industrielle G. Bührle mit dem britischen Generalkonsul Eric Grant Cable geführt hat. Dieser englische Diplomat sagte dem Industriellen in überraschender Offenheit, seiner Ansicht nach sei die Politik seines Landes falsch. Sie ziele darauf ab, Deutschland zusammenzuschlagen. Was nütze es aber, wenn man Deutschland zermalme, während die Substanz des Empire verlorengelange? Seiner Meinung nach sei es jetzt an der Zeit zu überlegen, ob nicht Friedensverhandlungen mit dem Deutschen Reich möglich seien. Diese Äusserungen hat der britische Diplomat kaum ohne Einverständnis seiner Regierung getan.

Das, was Minister Pilet im Laufe des Jahres 1942 von deutscher Seite über die Lage an der Ostfront erfuhr, veranlasste ihn, seine Bemühungen um Friedensgespräche zu verstärken. Pilet war der Ansicht, dass nur das Deutsche Reich Europa vor dem Bolschewismus bewahren könne, dass es deshalb stark genug bleiben müsse, um diese Mission erfüllen zu können. Zerschlage die Rote Armee die Deutsche Wehrmacht, so würde ganz Europa überrollt werden.

Als ihm Anfang 1943 der deutsche Gesandte Köcher vortrug, dass die Führung des Deutschen Reiches nicht mehr mit einem klaren Sieg rechne, weil sich die Rote Armee als unüberwindlich erwiesen habe, war Pilet tief beeindruckt. Angeblich hat er damals den amerikanischen Gesandten zu sich gebeten, um ihn auf die Gefahr einer Bolschewisierung Europas hinzuweisen und ihn zu bitten, seiner Regierung nahezulegen, «die Angelsachsen möchten doch die Russen diesen Krieg allein ausfechten lassen». Und angeblich hat Roosevelt unter Hinweis auf die Forderung bedingungsloser Kapitulation diesen Gedanken sofort zurückgewiesen.

Nach Ansicht Bonjours ist es heute schwer, aus den 1942/43 umlaufenden Gerüchten und Meldungen den Wahrheitsgehalt herauszuschälen. Wie dem aber auch sei – eines ist sicher: Der schweizerische Aussenminister hat die damals drohende Gefahr klar erkannt und zutreffend eingeschätzt, vor allem gesehen, dass das Deutsche Reich mit seiner Wehrmacht das einzige noch vorhande-

ne grosse Bollwerk gegen ein Vordringen des Bolschewismus in Europa bildete.

Dass auch bei den Westmächten ernste Besorgnisse bestanden, ist sicher. General MacArthur hielt Ende 1944 den Kontinent schon für verloren. Am 17. November 1944 äusserte er, Europa sei ein sterbendes Gebilde; es sei erschöpft und heruntergekommen und werde wirtschaftlich und industriell unter sowjetische Vorherrschaft treten. («Europe is a dying system. It is worn out and run down, and will become an economical and industrial hegemony of Soviet Russia.») Am 18. November 1945 besuchte Feldmarschall Lord Alanbrooke den General. Über ein Gespräch mit MacArthur berichtet er: «Er betrachtete die Russen als eine grössere Bedrohung, als es die Nazis je gewesen waren – völlige Barbaren – beispielhaft veranschaulicht durch einen Kommandeur, der Befehl gegeben hatte, jede Frau im Alter zwischen 16 und 60 Jahren zweimal von russischen Soldaten zu vergewaltigen, um einen Beweis für die Überlegenheit der russischen Rasse zu geben. MacArthur vertrat die Ansicht, dass ihnen – falls erforderlich – mit Gewalt begegnet werden sollte und nicht in beschwichtigender Art und Weise, was von den Russen nur als Schwäche ausgelegt werden würde.» («He considered the Russians a greater menace than the Nazis had ever been – complete barbarians – as exemplified by one commander who has issued orders that every woman, between the ages of 16 and 60, was to be raped twice by Russian soldiery as an

example of the superiority of the Russian race. MacArthur considers that they should be met by force, if necessary, and not by conciliatory methods which would only be interpreted as weakness by the Russians.» Tagebücher, S. 508) Für Winston Churchill war die Gefahr eines Vorstosses der Russen zur Atlantikküste seit Kriegsende eine Quelle ständiger Beunruhigung. Am 12. Mai 1945 sandte er an Präsident Truman ein Telegramm, in dem er warnend darauf aufmerksam machte, dass seit Auflösung der deutschen Streitkräfte und der überstürzten Demobilmachung der alliierten Verbände auf dem Kontinent niemand mehr sei, der die Russen ernsthaft daran hindern könne, zur Nordsee und zum Atlantik durchzumarschieren. Churchill hatte das Empfinden, dass hier ein höchst gefährliches Vakuum eingetreten war.

Wenn die Sowjets ein Gebiet besetzen, pflegen sie immer auch politische Verhältnisse herzustellen, die nicht mehr aus der Welt zu schaffen sind. Stalin hat das im Frühjahr 1945 seinem Gesprächspartner Milovan Djilas gegenüber offen zugegeben. Er äusserte damals: «Dieser Krieg ist nicht wie in der Vergangenheit; wer immer ein Gebiet besetzt, er legt ihm auch sein eigenes gesellschaftliches System auf. Jeder führt sein eigenes System ein, soweit seine Armee vordringen kann. Es kann gar nicht anders sein.» Wären deshalb die sowjetischen Verbände nach einem Zusammenbruch der Deutschen Wehrmacht in der Lage gewesen, bis zur Atlantikküste vorzustossen (in der Zeit, in der die Alliierten zu einer

Invasion im Westen noch nicht bereit waren), so wäre mit hoher Wahrscheinlichkeit ganz Europa kommunistisch geworden. Ohne einen neuen Krieg hätte das nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Nach Milovan Djilas war Stalin davon überzeugt, das, was er von Europa noch nicht besetzt hatte, bestimmt «in der nächsten Runde» in die Hand zu bekommen.

Dass die kommunistische Gefahr bis zum Erscheinen der Amerikaner und Engländer von Westeuropa abgewendet worden ist, ist allein dem deutschen Russlandkämpfer zu verdanken. Und das stellt vielleicht die grösste Leistung des deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg dar.

Niemand verliert heute mehr ein Wort über diese Leistung. Als in den letzten Jahren die Rolle der deutschen Wehrmachtjustiz im Zweiten Weltkrieg diskutiert wurde, war fast immer nur von denen die Rede, die davongelaufen sind und ihre Kameraden im Stich gelassen haben. Nie wurde gewürdigt, was die Millionen anderer getan haben, die, in unerschütterlicher Pflichttreue und von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, alles daran setzten, den Feind vom Heimatboden fernzuhalten – unter Strapazen, Entbehrungen und Leiden, wie sie die Weltgeschichte in dieser Intensität und in dieser Dauer noch nicht erlebt hatte. Damit wurden diese Männer in den Augen ihrer Söhne und Enkel in die Rolle von Dummköpfen oder Schwächlingen versetzt, über deren Pflichttreue man nur den Kopf schütteln oder lächeln kann. Damit wurden zugleich die traditionellen Werte,

die für alle früheren Generationen verpflichtend gewesen waren, negiert und auf den Kopf gestellt. Und damit wurden grossartige Leistungen, die für kommende Geschlechter ein Beispiel sein könnten, rundweg aus unserer Geschichte gestrichen. Die Jugend in den Schulen und auf den Universitäten erfährt nichts mehr davon. Wie sehr diese Gleichgültigkeit gegenüber den Höhepunkten der deutschen Vergangenheit schon das allgemeine Bewusstsein durchdrungen hat, zeigte sich mit überraschender Deutlichkeit, als 1965 der 150. Jahrestag der Schlacht bei Waterloo gefeiert wurde. Dabei wurde überall, auch bei uns, des Herzogs von Wellington gedacht. Dass an diesem epochalen Sieg mindestens ebenso sehr deutsche Heerführer Anteil gehabt haben, nämlich Feldmarschall Blücher und – vor allem – Graf Neidhardt von Gneisenau, ist heute weithin vergessen. Eine grosse deutsche Tageszeitung erwähnte in ihrem Gedächtnisartikel nicht einmal Gneisenaus Namen.

### **Das Wunder im Westen**

Einer neuen gewaltigen Bewährungsprobe sollte der deutsche Soldat in der Zeit von Juni 1944 bis März 1945 an der Westfront unterworfen werden.

Nachdem den Alliierten am 31. Juli 1944 in der Normandie der grosse Durchbruch gelungen war, konnten Nordfrankreich und Belgien von ihnen rasch besetzt werden. Am 26. August rückten amerikanische und frei-

französische Truppen in Paris ein, und ungefähr zur gleichen Zeit drangen amerikanische und französische Streitkräfte von Süden her bis zur schweizerischen Grenze vor. Auf alliierter Seite hielt man Ende August den Zusammenbruch der gesamten Westfront allgemein für unmittelbar bevorstehend. Mit dem Schluss der Feindseligkeiten rechnete man bis spätestens Ende des Jahres. Einen weiteren Winterfeldzug hielt man für ausgeschlossen.

Es kam aber anders, weil man Widerstandskraft und Widerstandswillen des deutschen Soldaten falsch eingeschätzt hatte. Ehe man sich auf alliierter Seite versah, standen die alliierten Verbände plötzlich wieder einer geschlossenen Front gegenüber, die von Holland bis zur schweizerischen Grenze reichte. Sie bremste den Schwung des Vormarsches und liess ihn schliesslich ganz verebben.

Bei den Alliierten war man sprachlos. Mit einer solchen Entwicklung hatte niemand gerechnet. Sowohl von deutscher wie auch von alliierter Seite ist sie als ein «Wunder» – das «German Miracle of the West» («das deutsche Wunder im Westen») – bezeichnet worden. Sie erklärt sich daraus, dass der deutsche Soldat trotz turmhoher Überlegenheit des Feindes und immer aussichtsloser werdender Kriegslage noch einmal einen Kampfwillen und eine Kampfkraft aufbrachte, die niemand bei ihm mehr erwartet hatte.

Im Juni 1944 hatte sich die Psychological Warfare Division (Abteilung für psychologische Kriegführung) im

alliierten Hauptquartier gutachterlich dahin geäußert, innerhalb der deutschen Streitkräfte sei die Disziplin noch immer unerschüttert («remains the strongest factor in German morale today»; «bleibt gegenwärtig der stärkste Faktor der deutschen Moral»). Sie habe sich als immun gegen die kommunistische Propaganda erwiesen, und es sei nicht gelungen, die Mannschaften gegen die Offiziere aufzuwiegeln. Defätismus sei eher an der Spitze als an der Basis vorhanden. Diese Männer würden geschlossen («as a whole») bis zum Zusammenbruch kämpfen.

General Günther Blumentritt, der Chef des Stabes beim Oberbefehlshaber West, hat in seiner 1952 in englischer Sprache erschienenen Rundstedt-Biographie erklärt, es habe während des überstürzten Rückzugs zwar gewisse Auflösungserscheinungen gegeben, der Kampfwert der einzelnen Verbände sei auch sehr unterschiedlich gewesen, im Ganzen gesehen hätten die deutschen Verbände jedoch ein überraschend positives Bild dargeboten: «In vollkommenem Gegensatz zu 1918 gab es keine Meuterei oder wirklich schlechte Disziplin. Es war ein Wunder, dass diese tapferen, ausgelaugten Truppen wenig Verschlechterung in ihrer Haltung und Moral zeigten. Gewiss waren diese Truppen oft erschöpft und mitunter apathisch – sie alle aber hielten den Willen zum Kampf aufrecht.»

Feldmarschall von Rundstedt hat damals erklärt, der deutsche Soldat von 1944-15 sei moralisch standhafter gewesen als sein Gegenstück von 1918: «Wenn diese

Millionen hätten rebellieren wollen, hätte kein ‚Polizei‘-System sie daran hindern können ... Diese tapferen Männer taten es nicht, sie ... fochten unerschütterlich weiter, und nirgendwo gab es den leichtesten Akt von Auflehnung gegen Offiziere, wie sie 1918 während der Vorbereitungen für den Rückzug vorkamen.»

Dabei war auf Feindseite die Überlegenheit an Menschen und Material erdrückend, und besonders schwer hatte der deutsche Soldat unter der totalen Luftherrschaft der Amerikaner und Engländer zu leiden. Dessen ungeachtet mussten die verblüfften Feinde während des Winters 1944 auf 1945 bei Arnheim, bei Aachen und in den Ardennen noch schwere Schläge hinnehmen. Dabei waren die deutschen Streitkräfte damals mit denen von 1940 bis 1943 nicht mehr zu vergleichen, ihr Gros bestand aus Volksgrenadierdivisionen, die zu einem Teil aus noch kaum 18 Jahre alten Burschen, alten Männern und Versehrten oder Kranken bestanden. Trotzdem brachten diese Männer es fertig, den Vormarsch der aus bestem Material bestehenden und hervorragend ausgerüsteten Verbände zum Stehen zu bringen und den Einmarsch in das Deutsche Reich um ein volles halbes Jahr zu verzögern. Das war eine militärisch einmalige Leistung, die sich jeder Deutsche, der an den schweren Abwehrkämpfen aktiv teilgenommen hat, zur Ehre anrechnen lassen muss.

Dass die Alliierten durch dieses letzte, gewaltige Aufbäumen total überrascht worden sind, ist im angelsäch-

sischen Schrifttum an vielen Stellen zum Ausdruck gekommen.

In seinen Erinnerungen («A Soldiers Story», New York 1951) schrieb General Omar Bradley, der Oberbefehlshaber der mittleren (amerikanischen) Heeresgruppe in Frankreich, eigentlich hätten die deutschen Streitkräfte nach dem schweren Kollaps östlich von Paris zusammenbrechen und sich ergeben müssen.

Viele hätten auch angenommen, man werde bis Weihnachten wieder zu Hause sein. Man habe die Fähigkeit der Deutschen zur Wiederaufrichtung indessen erheblich unterschätzt, sie hätten sich wieder gefangen, und die kommenden acht Monate hätten den Alliierten die schwersten Verluste während des ganzen Krieges gebracht. Einen Vorgeschmack des Kommenden habe allerdings schon der erbitterte Widerstand vermittelt, den General Ramcke in der Festung Brest geleistet habe. Feldmarschall Model sei es später wunderbarerweise («miraculously») gelungen, den zurückflutenden deutschen Streitkräften ein neues Rückgrat einzupflanzen und die Front zum Stehen zu bringen: «Es war für viele unfassbar, dass der Feind bei seinen schwer mitgenommenen Verbänden genügend Widerstandskraft zu entfalten vermochte, um der militärischen Macht die Stirn bieten zu können, die wir an der Ostfront in unseren sieben Armeen konzentriert hatten.»

Er – Bradley – müsse eingestehen, dass er damals die Kampfkraft der Deutschen schwer unterschätzt habe.

Diese Fehleinschätzung sei aber auch Eisenhower und Montgomery unterlaufen.

In der Tat bedeutete es auch für Eisenhower eine böse Überraschung, dass ihm plötzlich wieder eine geschlossene Front gegenüberstand. Als Anfang Juli 1944 der Vormarsch zum ersten Mal ins Stocken geriet, schrieb er an General Marshall, dass der «Kampfgeist der deutschen Soldaten» («fighting qualities of the German soldiers») Schwierigkeiten bereitete.

Am 20. Oktober 1944 hiess es dann in einem seiner Briefe: «Wir haben die Hunnen aus Frankreich hinausgejagt, (der deutsche Soldat) kämpft aber bitterlich an seinen eigenen Grenzen, und es wird noch eine Unmasse von Leid und Opfern bei Tausenden von Amerikanern und ihren Verbündeten geben, bevor das Ding endlich vorüber ist.» Am 20. November 1944 äusserte er zum Pressechef des Weissen Hauses, die Moral der Deutschen lasse kein Zeichen der Erschütterung erkennen. Ein Volk von dieser Stärke und kriegerischen Haltung gebe erst auf, wenn es zu Boden geschlagen sei. Am 3. Dezember 1944 erklärte er in einem Bericht an das alliierte Oberkommando: «Die kämpferischen Qualitäten des Feindes, insbesondere in Verteidigungsstellungen, sind weiterhin gut – freilich nicht so gut, wie sie in Tunesien, Sizilien und der Normandie gewesen sind.» Ein Bericht vom 7. Januar 1945, an die gleiche Adresse gerichtet, sprach von ungebrochenem Kampfgeist der Deutschen, trotz ungeheurer Verluste an Menschen und Material: «Die deutschen Soldaten kämpfen mit grosser

Hartnäckigkeit. Kompanien und Bataillone halb ausgebildeter Männer von den Volksgrenadier-Divisionen wurden kurzfristig in die Schlacht geworfen, wobei sie oft nicht einmal ihre Aufgabe kannten. Es gibt viele Beispiele dafür, dass Verwundete mit zwei Tage alten Wunden sich geweigert haben, den Kampf aufzugeben.» In einem an General Marshall persönlich gerichteten Brief vom gleichen Tage äusserte Eisenhower, der Kampf werde von den Deutschen noch immer mit fanatischem Enthusiasmus geführt: «Sie sind überzeugt, dass sie um ihre ureigenste Existenz kämpfen, und ihre Haltung im Kampf gibt ihren Geist wieder.»

Um zu angemessener Würdigung dieser Haltung gelangen zu können, muss man sie vor dem Hintergrund der militärischen Lage betrachten. Als Feldmarschall von Rundstedt am 5. September 1944 den Oberbefehl im Westen übernahm, hatten die deutschen Streitkräfte in Frankreich schon 500.000 Mann verloren. Bei den Alliierten betrug die Verlustzahl weniger als die Hälfte. Auf dem Rückzug hatten die deutschen Truppen einen Grossteil ihres Materials eingebüsst, und jetzt standen ihnen nicht weniger als 2.100.000 Mann gegenüber. Feldmarschall von Rundstedt verfügte über 48 Infanterie- und 15 Panzerdivisionen, deren Kampfkraft aber nur auf 26 Infanteriedivisionen und 6 oder 7 Panzerdivisionen anzusetzen war. Auf alliierter Seite standen 49 vortrefflich ausgerüstete Kampfdivisionen, deren militärischer Wert durch die totale Luftherrschaft noch wesent-

lich verstärkt wurde. Es war wirklich als ein Wunder anzusehen, dass der alliierte Vormarsch angesichts dieses Missverhältnisses in den beiderseitigen Kräften zum Stillstand hatte gebracht werden können.

Feldmarschall Lord Alanbrooke schrieb damals in sein Tagebuch: «Obwohl Deutschland am Zusammenbrechen war, hatte es sich als fähig erwiesen, gleich einem verwundeten Tiger den Amerikanern schweren Schaden zuzufügen. Ihre Verluste beliefen sich auf über 75.000 Mann, unter ihnen nahezu 30.000 Tote oder Verwundete.»

Auf amerikanischer Seite hatte General Patton den Wunsch, eine Erklärung für die Fortdauer des Widerstandswillens zu erhalten. Er befragte deshalb einige in Gefangenschaft geratene höhere deutsche Offiziere. Der erste, den er am 9. August 1944 interviewte, ein General, glaubte zunächst sich rechtfertigen zu müssen, weshalb er sich überhaupt gefangen gegeben habe. Er habe bis zum allerletzten Augenblick und bis zur letzten Kugel gekämpft. Er habe dann angenommen, die Panzer um ihn herum würden ihn erledigen. Das sei aber nicht geschehen. Auf die Frage, warum er sich als Berufssoldat verpflichtet gefühlt habe, diesen sinnlosen Kampf weiterzuführen, erwiderte der Offizier: «Auf Befehl unseres Oberkommandos hatten wir weiterzukämpfen!» General Patton: «Als Soldat habe ich nichts als Achtung vor Ihrer Haltung!»

Im November 1944 richtete General Patton die gleiche Frage an einen Oberst. Dieser gab ihm zur Antwort:

«Der einzige Grund, weshalb die Wehrmacht den Kampf fortsetzt, ist die Hoffnung auf einen möglichen Sieg – einen Sieg, der nur auf einer besonderen Hoffnung basiert» («Wunderwaffen»). – General Patton: «Wenn sich die deutsche Armee, was sie eigentlich tun müsste, die ungeheure Übermacht der amerikanischen Armee vergebewärtigen würde, insbesondere was Material, Panzerwagen und Geschütze betrifft, würde sie dann auch weiterkämpfen?» – Der Oberst: «Sie werden bis zu dem Zeitpunkt weiterkämpfen, an dem sie Befehl erhalten, ihre Waffen niederzulegen.» – General Patton: «Kann ich als Menschenfreund («humanitarian») irgendetwas tun, um sie dahin zu bringen, dieses unnötige Blutvergiessen zu stoppen?» – Der Oberst: «Es wäre für mich sehr schwer, irgendetwas zu tun!» – General Patton: «Ich frage nicht den Obersten, weil er natürlich ein guter Soldat ist. Gibt es aber etwas, was dem deutschen Volk gesagt werden kann, damit Menschen für diesen verrückten («crazy») Mann nicht mehr getötet werden?» – Der Oberst: «Wenn dem deutschen Volk und der deutschen Armee gezeigt werden könnte, dass annehmbare Friedensbedingungen konzediert werden ..., dann glaube ich schon, dass Mittel und Wege gefunden werden könnten, dem Krieg – um Leben zu erhalten – Einhalt zu gebieten.» Deutscherseits sei man sich völlig klar darüber, dass die amerikanischen Streitkräfte die bestausgerüsteten der Welt seien. Man brauche aber Garantien, vor allem gegenüber den Russen, und falls sie gegeben werden

könnten, werde niemand die amerikanischen Armeen hindern, in Deutschland einzumarschieren.

Ein Panzergeneral, den General Patton am 30. März 1945 verhörte, äusserte sich ähnlich, als er gefragt wurde, wie lange dieses unnötige Töten noch andauern solle. Er sagte: «Der gewöhnliche Soldat an der Front und der Berufsoffizier haben lange schon die Sinnlosigkeit des Kampfes erkannt, die Ehrauffassung aber, an die sie als Soldaten gebunden sind, zwingt sie zur Fortsetzung des Kampfes. Solange ihr Land noch im Kampf steht, sind sie durch ihre Ehre gebunden, den Kampf weiterzuführen.»

Das alles kann in den von Martin Blumenson herausgegebenen «Patton Papers» nachgelesen werden.

In der Tat wäre es zu einer früheren Einstellung der Feindseligkeiten gekommen, wenn wegen der Klausel von der bedingungslosen Kapitulation Offizier und Soldat nicht die Überzeugung hätten haben müssen, dass man von ihnen Ergebung auf Gnade und Ungnade erwarte und ihnen damit ein ehrenvolles Ende der Feindseligkeiten vorenthalte. Diese Tatsache raubte den Männern der Wehrmachtsführung so gut wie jede Bewegungsfreiheit.

Auf amerikanischer Seite dämmerte es Ende 1944, dass man hier einen schweren psychologischen Fehler begangen hatte. General Marshall schlug deshalb dem Präsidenten vor, jene entehrende Vorbedingung fallenzulassen. Roosevelt ging auf diesen Gedanken ein und machte Churchill den Vorschlag, eine Botschaft an das deutsche Volk zu richten, dass die Alliierten nicht die

Absicht hätten, es zu strafen und Deutschland zu verwüsten. Churchill lehnte indessen ab. Ein solcher Schritt könne deutscherseits nur als Schwäche gewertet werden. So fanden die Feindseligkeiten erst ein Ende, nachdem das gesamte Reichsgebiet besetzt war.

Unter welthistorischen Aspekten betrachtet, war dieser Ausgang erschütternd. Der britische Militärschriftsteller General J.F.C. Fuller hat die Situation bei Kriegsende in seiner «Militärgeschichte der Westlichen Welt» folgendermassen umschrieben: «Genau wie in den Tagen Karls des Grossen standen die Slawen an der Elbe und am Böhmerwald. An die 1.000 Jahre europäischer Geschichte wurden rückgängig gemacht. Solchergestalt waren die Früchte der Schlacht von der Normandie, erzeugt durch unfähige Strategie und eine Politik der Zerstörung.»

Die Früchte des Frankreichfeldzugs, sagte General Fuller weiter, seien für die USA und Grossbritannien Sodomäpfel gewesen, die sich in Asche verwandelten, sobald sie gepflückt waren. Hitler und seine Legionen seien zwar zerschlagen worden, an ihre Stelle seien aber «Stalin und seine asiatischen Horden getreten». Weil nach Churchills Willen das Kriegsende ein Sieg um jeden Preis hätte sein müssen, hätte Stalin seine Grenzen bis zum Thüringer Wald vorschieben können.

Mitte August 1945 sagte (der spätere Marschall) Juin zu General Patton: «Es ist ein wirkliches Unglück, dass die Engländer und Amerikaner in Europa das einzige so-

lide Land zerstört haben – ich meine damit nicht Frankreich. Nun ist der Weg frei für das Vordringen des russischen Kommunismus.»

Auch Patton war der Meinung, dass allein die Deutschen das Bollwerk gegen den russischen Kommunismus bilden könnten. Da man sie zusammengeschlagen hatte, konnte man seiner Ansicht nach der weiteren Entwicklung nur mit grosser Sorge entgegensehen. Mit General Mac Arthur, Luftmarschall Portal und General Arnold (die Oberbefehlshaber der britischen und amerikanischen Luftstreitkräfte) hielt Patton einen Krieg mit Russland innerhalb der nächsten Generation für unvermeidlich. Es war eine überaus missliche Situation eingetreten: «Wir haben einen Sieg über die Deutschen errungen und haben sie entwaffnet, wir haben aber den Krieg verloren.»

Das amerikanische Volk sollte diese Fehlentwicklung in den Stellvertreterkriegen von Korea und Vietnam mit mehr als 100.000 Toten und die gesamte Welt mit fort-dauernder Unruhe in Asien und Afrika bezahlen. Es war ein gewaltiger Preis!

Für Grossbritannien aber trat das ein, was der einstige Premierminister Stanley Baldwin vor dem Kriege haarscharf vorausgesagt hatte: Das Land wurde an den Rand des Bankrotts geführt und das Empire zerstört.

## **Kapitel V:**

### **Die deutsche Zivilbevölkerung unter alliiertem Luftkriegsterror**

Während des Zweiten Weltkriegs wurden nicht nur die deutschen Männer einer gewaltigen ZerreiSSprobe unterworfen, auch die Frauen und Kinder sahen sich in eine Situation versetzt, die ihnen ungeheure Leiden und Verluste auferlegte und ein heute schwer vorstellbares Durchhaltevermögen abforderte. Die Kampfhandlungen machten diesmal vor Frauen und Kindern nicht Halt, sie wurden in sie hineingezogen und wie die Soldaten an der Front zum täglichen Einsatz ihres Lebens gezwungen. Dies galt vor allem für die Menschen in den grossen Städten.

Bis Anfang 1942 richteten sich die englischen Luftangriffe in erster Linie gegen militärische und industrielle Ziele. Da ihre Ergebnisse unbefriedigend waren, drängte Churchill auf Bombardierung der grossen Städte, mit dem Ziel, die Moral der Zivilbevölkerung, insbesondere der industriellen Arbeiter, zu brechen. Wenn man in die Arbeiterviertel der Grossstädte Tod und Verderben hineintrage, meinte er, würden ihre Bewohner sie fluchtartig verlassen und ihren Arbeitsplätzen fernbleiben. Dadurch werde nicht nur der Durchhaltewillen der

Bevölkerung untergraben, sondern auch die Produktion von Kriegsmaterial behindert, mancherorts sogar ganz unterbunden. Eines Tages werde es dann zu offener Auflehnung und zum Zusammenbruch des Regimes kommen.

Viele – ausser Churchill u.a. der Chef der britischen Luftstreitkräfte, der Luftmarschall Tedder, und sein amerikanischer Kollege, General Arnold – waren der Auffassung, allein schon durch die verheerenden Angriffe auf die grossen Städte könne Deutschland in die Knie gezwungen werden. Eine Landung sei am Ende gar nicht mehr nötig. Es wurde sogar die Ansicht vertreten, sobald man über 4.000 Bomber verfüge, sei mit dem Zusammenbruch schon nach sechs Monaten zu rechnen.

Dem Drängen des Premierministers, von den zielgerichteten Angriffen («selective attacks») zu Flächenbombardements («widespread bombing» bzw. «area bombing») überzugehen, und zwar vorzugsweise von Wohngebieten, gab die anfänglich widerstrebende Führung der Air Force Anfang 1942 nach. Am 14. Februar 1942 beschloss das britische Kriegskabinett, die Luftkriegführung im Sinne der Forderungen Churchills umzustellen. Es erging eine Weisung, die folgenden Wortlaut hatte: «Es ist beschlossen worden, dass das Hauptziel der Operationen hinfort die Moral der feindlichen Zivilbevölkerung, vor allem der industriellen Arbeiterschaft, sein soll.»

Dieser Befehl bedeutete für 600.000 deutsche Frauen und Kinder das Todesurteil.

An die Spitze der neugeschaffenen Bomberformationen wurde Luftmarschall Sir Arthur Harris («Bomber-Harris») gestellt, ein Offizier, der für die neue Aufgabe die nötige Energie, Härte und Skrupellosigkeit besass.

Generalleutnant E.L.M. Burns, ein Kanadier, hat in seinem 1966 erschienenen Buch «Megamurder» erklärt, wenn hier und später auf der Konferenz von Casablanca den britischen und amerikanischen Luftstreitkräften die Aufgabe gestellt worden sei, die Moral des deutschen Volkes zu unterminieren, so habe man nicht im Zweifel darüber sein können, was das praktisch bedeutete: «Undermining hört sich an wie eine feine, vornehme, überzeugende Art der Kriegführung, bis einem klar wird, dass es gleichbedeutend ist mit unterschiedsloser Tötung von Zivilpersonen, Frauen und Kindern, Zerstörung ihrer Wohnungen sowie Verbrennen und Ersticken von ihnen zu Zehntausenden.» Dem entsprach haargenau die Entwicklung, die der Luftkrieg seit 1942 genommen hat. Dem Sinn des Wortes «Megamurder» dürfte die Übersetzung «Massenmord» am nächsten kommen.

Mit der Weisung vom 14. Februar 1942 verliess die britische Regierung endgültig den Boden des Völkerrechts. Bisher hatte man die Angriffe aus der Luft auf militärische Ziele beschränkt, jetzt machte man die Zivilbevölkerung und deren Wohngebiete zum Hauptangriffsobjekt, und damit waren im Voraus unzählige Frauen und Kinder einem grauenvollen Tod überantwort-

tet. Wie Liddell Hart nach dem Krieg offen zugegeben hat, bedeuteten die Flächenbombardements die «eindeutigste Abweichung von den Regeln des Krieges und von menschlichen Rücksichten».

General Fuller, der bekannte britische Militärschriftsteller, hat in seiner «Geschichte des Zweiten Weltkriegs» erklärt, diese Art der Luftkriegführung habe einen Rückfall in Methoden bedeutet, die von zivilisierten Nationen längst verlassen worden waren: «Es mag ein bisschen eigenartig klingen, ist aber nichtsdestoweniger eine Tatsache, dass diese Umpolung auf Kriege primitiver Barbarei» («to wars of primitive savagery») «durch Britannien und die Vereinigten Staaten getätigt wurde ... und nicht etwa durch Deutschland und Russland.» Der Abgeordnete Stokes äusserte dazu am 6. März 1945 im Unterhaus: «Die britische Regierung wird eines Tages bereuen, dass sie diese Luftangriffe erlaubt hat, und sie wird erleben, dass sie für alle Zeiten einen Fleck auf unserem Ehrenschild bilden werden.»

Über die Rechtslage informieren Eberhard Spetzler: «Luftkrieg und Menschlichkeit» (1956), S. 252 ff, und Friedrich Berber: «Lehrbuch des Völkerrechts», 2. Band (1962), S. 178 ff. Dass man auf britischer Seite in dieser Beziehung keinerlei Skrupel besass, hatte sich schon im Ersten Weltkrieg in jener Hungerblockade gezeigt, der so viele deutsche Kinder zum Opfer gefallen sind.

Dass man auch in einem neuen Krieg seitens der britischen Kriegführung humanitäre Rücksichten nicht zu

erwarten hatte, wurde blitzlichtartig deutlich, als der Zweite Weltkrieg noch in weiter Ferne lag. Am 10. November 1932 hielt nämlich der Führer der Konservativen, Stanley Baldwin, im Unterhaus eine Rede, in der er offen erklärte, in einem künftigen Luftkrieg gebe es für Grossbritannien zur Abwehr von Angriffen nur die Chance sofortigen und entschiedenen Zurückschlagens, und dazu gehöre die Tötung von Frauen und Kindern: «Die einzig mögliche Verteidigung heisst hier Angriff, das bedeutet, dass man schneller mehr Frauen und Kinder töten muss als der Feind, wenn man sich selber retten will.» («The only defence is in offence, which means that you have to kill more women and children more quickly than the enemy if you want to save yourselves.»)

Für die britische Führung stand also schon 1932 fest, dass man den Luftkrieg erbarmungslos auch gegen Frauen und Kinder richten werde.

Dass dem englischen Staatsmann dabei die Schranken, die das Völkerrecht aufrichtet, nicht die geringsten Skrupel bereiteten, geht aus folgendem Satz hervor: «Die Erfahrung hat bewiesen, dass die strenge Wirklichkeit des Krieges alle Konventionen niederreisst. («Experience has shown us that the stern test of war will break down all conventions.»)

Was 1932 im Britischen Unterhaus angekündigt worden war, wurde von 1942 bis zum Kriegsende in die Wirklichkeit umgesetzt. Weniger im britischen als im deutschen Schrifttum stösst man immer wieder auf die Behauptung, es sei die deutsche Luftwaffe gewesen, wel-

che im Luftkrieg zuerst über die Beschränkung auf militärische Ziele hinausgegangen sei. Dabei pflegt man auf die Bombardierung von Coventry in der Nacht vom 14. zum 15. November 1940 hinzuweisen, bei der es unter der Zivilbevölkerung 380 Tote und 800 Verwundete gegeben hat und erhebliche Schäden an nicht-militärischen Anlagen und Gebäuden angerichtet wurden.

Dazu ist Folgendes zu bemerken: Die Stadt Coventry war ein Zentrum der britischen Rüstungsindustrie («Klein-Essen») und als solches auch zum Ziel eines Grossangriffs gewählt worden. Dass es bei derartigen Angriffen auch Verluste unter der Zivilbevölkerung gab, wurde auf beiden Seiten als unvermeidbar betrachtet. In einem Memorandum, das am 23. Oktober 1939 durch die britischen Stabschefs dem französischen Oberbefehlshaber General Gamelin unterbreitet wurde, hiess es wörtlich: «Obwohl die Ziele sorgfältig ausgesuchte lebenswichtige Punkte sein würden, gäbe es unvermeidlich schwere Verluste unter der Zivilbevölkerung, einschliesslich Frauen und Kindern.» Man könne auf Angriffe gegen militärisch bedeutsame Ziele jedoch nicht verzichten und habe vor, als erstes einen Grossangriff gegen das Ruhrgebiet zu starten.

Als ihre militärische Führung diesen Schritt in Paris unternahm, hatte die britische Regierung gerade einen (vom 1. September 1939 datierten) Appell des Präsidenten Roosevelt, unter keinen Umständen Bombenangriffe gegen die Zivilbevölkerung zu richten, positiv beant-

wortet. Das gleiche hatte ausser Frankreich auch das Deutsche Reich getan. Nach dem Willen Hitlers sollte die deutsche Luftwaffe in allererster Linie im Rahmen der Aufgaben der kämpfenden Truppe zum Einsatz gebracht werden. Dies war auch die Absicht der französischen Führung. Man nannte das «taktischen Einsatz» («tactical employment»). Der amerikanische Appell kam Hitler deshalb gelegen. Erst nach Abschluss des Frankreich-Feldzugs stellte er die Verwendung der deutschen Luftstreitkräfte um.

Es lässt sich heute nicht mehr bestreiten, dass der Übergang zu Angriffen à la Coventry – also auf militärische Anlagen und die Rüstungsindustrie – nicht von der deutschen, sondern von der britischen Luftwaffe vollzogen worden ist. Der Tag, an dem das geschoben ist, steht fest: Es war der 11. Mai 1940. An ihm erging der entscheidende Befehl. Diese Wendung weg von den Kampfhandlungen auf der Erde war der deutschen Führung nicht gelegen; sie kam hinfort aber um Gegenmassnahmen nicht mehr herum.

Dem Angriff auf Coventry Mitte November 1940 waren gleichartige Angriffe – mit entsprechenden Verlusten in der Zivilbevölkerung – auf industrielle Ziele in München, Hannover (2. August 1940), Berlin (25. August 1940) und andere deutsche Städte vorausgegangen. Es ist also die Air Force und nicht die Luftwaffe gewesen, die damit den Anfang gemacht hat. Das wird heute

auf britischer Seite auch offen zugegeben. Das sogenannte «Coventry-Argument» zieht also nicht.

J.M. Spaight, namhafter Vertreter der Völkerrechtswissenschaftler und während des Krieges einer der nächsten Mitarbeiter des britischen Luftfahrtministers, hat geschrieben: «Wir begannen damit, Ziele in den deutschen Kernlanden zu bombardieren, bevor die Deutschen anfangen, Ziele auf britischem Territorium mit Bomben zu belegen.» Der Historiker A.J.P. Taylor erklärt in seiner Englischen Geschichte (1965), die britische Initiative sei ganz eindeutig gewesen: «Die deutschen Bombardierungen von Warschau und Rotterdam waren Teil eines Feldzuges, Ausdehnung vorheriger Beschiessung verteidigter Städte. Der ‚Blitz‘ begann erst, nachdem die Briten fünf Monate lang deutsche Städte bombardiert hatten.» Und Liddell Hart hat geäußert: «Hitler hat während der Zeit, in der er überlegene Macht in der Luft besass, bemerkenswert gezögert, sie voll gegen die feindlichen Städte zu entfesseln; er versuchte wiederholt, während er sich auf dem Gipfel seiner Macht befand, einen Waffenstillstand in der Bombardierung von Städten zu erreichen.»

Der erste Angriff neuer Art wurde am 28. März 1942 gegen Lübeck geflogen, der erste Grossangriff (mit Einsatz von 1.000 Bombern) am 30. Mai 1942 gegen Köln. Riesige Brände und grosse Verluste unter der Zivilbevölkerung waren die Folge. Luftmarschall Harris behauptete nach dem Krieg, dieser Tausend-Bomber-Angriff habe eindeutig bewiesen, dass das britische Bomber-

Kommando in der Lage gewesen sei, alle deutschen Grossstädte zu zerstören.

Auf die gelungenen Angriffe auf Lübeck und Köln folgten Aktionen gegen zahlreiche andere deutsche Grossstädte. Sie trugen erneut Tod und Verderben in die Wohngebiete hinein, forderten zahllose Opfer an Frauen und Kindern und richteten gewaltige Schäden an.

Auf der Konferenz von Casablanca (Januar 1943) kamen die USA und Grossbritannien, vertreten durch Roosevelt und Churchill, überein, die Luftoffensive weiter zu verschärfen, wobei wiederum der Nachdruck auf Brechung der Moral der Bevölkerung gelegt wurde. Dabei hat nicht ein einziger der beteiligten Staatsmänner und Militärs die Frage aufgeworfen, ob sich eine solche Art der Kriegführung völkerrechtlich und moralisch überhaupt rechtfertigen lasse. Jeder der geplanten Grossangriffe bedeutete für unzählige Frauen und Kinder einen grauenvollen Tod.

Nach den vorhandenen Unterlagen hat bei den Beratungen niemand diese Folge zur Diskussion gestellt. Das Schicksal dieser Frauen und Kinder war jenen Männern gleichgültig. Ein Brief, den Roosevelt am 11. April 1943 an Churchill richtete, lässt eine geradezu zynische Einstellung zu dem erkennen, was täglich an Blutbädern in den heimgesuchten deutschen Städten angerichtet wurde: «Ich war sehr zufrieden» («very pleased») «mit den kürzlich erfolgreichen Bombenangriffen auf Deutschland, und wir müssen ihnen eine ständig zunehmende

Portion davon verabreichen ... Ich glaube nicht, dass die Deutschen diese Arznei lieben.»

### **Feuersturm über Hamburg**

Von den Grossangriffen, die im Jahr 1943 erfolgten, waren die in der Zeit vom 24. Juli bis 2. August gegen Hamburg gerichteten vier Angriffe besonders verheerend. Sie riefen einen Feuersturm hervor, dem rund 50.000 Menschen und das ganze Stadtzentrum zum Opfer fielen.

Die Schreckensszenen, die sich damals in Hamburg abgespielt haben, waren geschichtlich ohne Vorgang; sie sollten später nur noch in Dresden übertroffen werden. Die unzähligen Brände, die durch den Abwurf von 100.000 Brandbomben verursacht wurden, heizten die Luft oberhalb der Altstadt derart an, dass sich Temperaturen bis zu 1.000 Grad entwickelten. Wenn die Menschen aus den Luftschutzbunkern ins Freie drängten, weil der Aufenthalt dort unerträglich geworden war, erstickten sie oder fingen Feuer und wurden von dem Orkanwind erfasst und weggerissen. Auf diese Weise kamen vor den Augen ihrer Eltern auch zahlreiche Kinder um. Viele sprangen in die Kanäle und konnten so ihr Leben retten, andere ertranken. In den Kellern wurden unzählige Tote aufgefunden. Die Strassen waren mit Tausenden und Abertausenden von Leichen bedeckt – meist Leichen von Frauen und Kindern –, deren Verwesungs-

geruch noch tagelang die Luft verpestete. Hans Brunswig, als Major der Hamburger Feuerschutzpolizei Augenzeuge der Ereignisse, hat das grausige Geschehen jener Tage in einem Buch mit dem Titel «Feuersturm über Hamburg» (3. Auflage, Stuttgart 1979) in Wort und Bild für spätere Geschlechter festgehalten. Der Polizeibericht über die Vorgänge in Hamburg ist ein erschütterndes Dokument der Unmenschlichkeit.

Churchill schrieb am 12. August 1943 triumphierend an Roosevelt, durch die Angriffe auf Hamburg seien 80 v. H. der Häuser zerstört worden; von den Toten kein Wort. Die Moral der hamburgischen Bevölkerung brach nicht zusammen. Das Leben ging weiter. In Grossbritannien gab es Proteste gegen diese Art der Kriegführung, sie blieben aber vereinzelt. Jeder Brite konnte sich ausmalen, was während dieser Bombenangriffe geschah; die Stimme des öffentlichen Gewissens war indessen nicht zu vernehmen. Die Massen blieben stumm.

Zum Teil lag das gewiss daran, dass der Bevölkerung der Übergang zu dieser Strategie des Terrors und der Vernichtung verheimlicht wurde. Viele Menschen auf der Insel ahnten nicht, was für schreckliche Dinge sich Nacht für Nacht in deutschen Städten ereigneten. Anfragen im Unterhaus wurden bis Kriegsende ausnahmslos wahrheitswidrig beantwortet. Der bekannte Labour-Politiker Richard Crossman hat diesen Zustand folgendermassen geschildert: «Trotz der Proteste der Luftwaffenführung, die von den Lügen der Politiker ehrlich schockiert war und darauf drängte, dem Publikum die Wahr-

heit zu sagen, gab der Luftfahrtminister, wann immer er über die Bomberoffensive gefragt wurde, Versicherungen ab, von denen die 100.000 Angehörigen des Bomberkommandos wussten, dass es bewusste, kalte Lügen waren.»

Als am 6. Mai 1942 ein Abgeordneter im Unterhaus die Frage stellte, ob Befehle ergangen seien, auch Arbeitersiedlungen und -Wohngebiete anzugreifen und zu zerstören, verneinte der Minister. Das war in Anbetracht der Weisung vom 14. Februar 1942 eine grobe Unwahrheit. Am 11. März 1943 erklärte auf Anfrage ein Unterstaatssekretär, die britischen Luftstreitkräfte bombardierten nur militärische Ziele. «Ich kann die Versicherung geben», fuhr er fort, «dass wir die Frauen und Kinder Deutschlands nicht bombardieren. Wenn beim Angriff auf unsere Ziele die deutsche Zivilbevölkerung zu leiden hat, so ist das nicht unsere Schuld.» Am 31. März und 1. Dezember 1943 stellte der Abgeordnete Stokes den Minister vor die Frage, ob die Bombardierungspolitik nicht doch geändert worden sei. Der Minister verneinte das, wieder der Wahrheit zuwider. «Wagt die Regierung nicht, die richtige Antwort zu geben?» fragte der Abgeordnete zurück. – Unmittelbar nach Kriegsende gab Luftmarschall Sir Charles Portal in einer Rede offen zu, dass man jahrelang die Öffentlichkeit getäuscht hatte. Die Bombardierung der deutschen Städte sei tatsächlich darauf angelegt gewesen, Zivilpersonen zu töten und ein-

zuschüchtern: «Wir tarnten diese Absicht durch den Vorwand, dass wir angeblich die Industrie zerstören wollten.» Portal bezifferte bei dieser Gelegenheit die Zahl der Toten aus der deutschen Zivilbevölkerung auf 600.000 (diese Zahl entspricht genau derjenigen, die später deutscherseits ermittelt wurde). Soweit bei diesen Angriffen auch Frauen und Kinder getötet worden seien, «bedauerten wir alle die Notwendigkeit, dies zu tun» («we all deplored the necessity of doing it»).

Die einzigen, die in Grossbritannien gegen diese Pervertierung des Luftkriegs immer wieder angegangen sind, waren der Abgeordnete Stokes von der Labour-Party und George Bell, der Bischof von Chichester (1883-1958). Sie waren in der Zeit einer immer brutaler und grausamer werdenden Luftkriegführung die Anwälte der deutschen Frauen und Kinder im Britischen Parlament.

Der Bischof war schon im November 1939 der Bombardierung nicht-militärischer Objekte entgegengetreten. Er erklärte damals, eine Brutalisierung des Luftkriegs zu verhindern, gehöre zu den vornehmsten Aufgaben der Kirchen. Später kam er mehrfach auf diese Bombenangriffe zurück. Seinen Appellen auf Wahrung der Menschlichkeit schlossen sich danach Bernhard Shaw, Basil Liddell Hart und andere namhafte Vertreter des öffentlichen Lebens an.

Als die Zahl der Opfer immer grösser wurde, scheute sich der Bischof nicht, am 17. April 1941 in einem Leserbrief in der ‚Times‘ zu erklären, es sei «barbarisch,

unbewaffnete Frauen und Kinder zum Objekt des Luftkrieges zu machen». Dieser öffentliche Protest gegen die Politik der Bombenteppiche («area bombing») rief im Lande einen Sturm der Entrüstung hervor; der Bischof wurde als Narr und Verräter beschimpft.

Am 9. Februar 1944 machte der Bischof von Chichester die Frage der Luftkriegführung im Britischen Oberhaus zum Gegenstand einer grossen Rede. Er liess es dabei an Deutlichkeit nicht fehlen. Die fortgesetzten Flächenbombardements deutscher Städte mit der Tötung von Tausenden von Zivilpersonen und der Vernichtung unersetzlicher Kulturgüter als Folgen bezeichnete er als moralisch verwerflich und humanitär untragbar, aber auch grob völkerrechtswidrig. «Das, meine Lords», sagte er, «ist keine vertretbare Form der Kriegführung mehr.» Er sprach dabei die Mahnung aus, aus den Angriffen unter allen Umständen den Kern der alten deutschen Städte herauszuhalten, damit nicht unersetzliche Kulturgüter zerstört würden. Der Bischof schloss seine Ausführungen mit der Frage: «Wie kann das Kriegskabinett übersehen, dass diese fortschreitende Verwüstung von Städten die Wurzeln der Zivilisation bedroht?»

Diese Rede ist als Zeugnis beispiellosen Mutes, edler Menschlichkeit und tiefer Weisheit in die Geschichte des Zweiten Weltkrieges eingegangen. Sie gehört zu den bemerkenswertesten Reden unseres Jahrhunderts. (Übersetzung in dem Buch: «Kirche in der Welt», 1948, S. 49 ff.)

Leider blieben diese Appelle ungehört. Zwar waren der Erzbischof von Canterbury, der Moderator der Kirche in Schottland und andere Kirchenführer mit dem Bischof einer Meinung, sie fanden aber nicht wie er die Kraft und den Mut zu einem öffentlichen Protest. Von den Ministern war nur einer prinzipiell gegen diese Form des Luftkrieges – Sir Stafford Cripps. In einer Rede vor den Piloten der Bomberflotte äusserte er eines Tages, sie sollten nie vergessen, «dass Gott über ihre Schulter blicke». Das war vielsagend.

### «The Holocaust of Dresden»

Unter den Städten, die nach der Zerstörung der Zentren von Köln, Lübeck und Mainz auf keinen Fall mehr angetastet werden dürften, hatte Bischof Bell neben München, Augsburg, Regensburg, Hildesheim und Marburg auch Dresden genannt. Dresden blieb auch lange Zeit unbehelligt, kam aber noch kurz vor Kriegsende an die Reihe und wurde durch fünf Grossangriffe (13./14. Februar 1945) total zerstört. Es handelte sich dabei um Angriffe, die militärisch nicht zu rechtfertigen waren. Das wird heute mehr oder minder auch von britischer Seite zugegeben.

Die Stadt, in der sich damals etwa eine Million Menschen befand (darunter 26.000 Kriegsgefangene), war mit Flüchtlingen überfüllt und völlig unverteidigt. Nicht ein einziges Flakgeschütz stand dort bereit. In der Bevöl-

kerung war man der Meinung, die Alliierten sparten Dresden während des Luftkriegs bewusst aus, weil es eine Stadt mit unersetzlichen Kulturgütern war. Winston Churchill weiss, sagte man, was er der europäischen Kulturwelt schuldig ist. Er wird eine Stadt von solch unvergleichlicher Schönheit nicht antasten. Man sollte bitter enttäuscht werden.

Durch fünf Grossangriffe wurde die Stadt so gut wie ausradiert und ein ungeheures Blutbad angerichtet. Die gewaltige Wucht dieser Angriffe – wenige Wochen vor Kriegsende – wird durch folgende Zahlen verdeutlicht: Am späten Abend des 13. Februar griffen 244 britische Flugzeuge die Stadt an, zwischen 1 und 2 Uhr in der Frühe setzten 529 britische Flugzeuge den Angriff fort. In das Chaos am Boden warfen am 14.2. gegen Mittag 311 amerikanische «fliegende Festungen» Bomben hinein. Am 15.2. erschienen erneut 210 amerikanische Flugzeuge über der Stadt. Diese insgesamt 1.300 Flugzeuge warfen 650.000 Brandbomben und 2.978 Tonnen Sprengbomben ab. Vollendet wurde das grosse Vernichtungswerk am 2. März durch weitere 400 amerikanische Flugzeuge. Von dem, was dabei angerichtet worden ist, gibt es Aufnahmen, die zu den grausigsten aller Zeiten gehören. Eine dieser Aufnahmen zeigt einen Güterzug, dessen Wagen bis an den Rand mit Leichen gefüllt sind; sie sollten wegtransportiert und verbrannt werden. Dresden war in jenen Tagen ein Inferno. Die Gestaltungskraft

eines Francisco de Goya oder eines Otto Dix würde nicht ausreichen, der Nachwelt ein wahrheitsgetreues Bild von den Zuständen in dieser Stadt zu überliefern. Die Zahl der Opfer dürfte zwischen 135.000 und 300.000 liegen. Es waren überwiegend Frauen und Kinder, die hier einen Tod gefunden haben, der grausiger nicht vorstellbar ist. Es war die blutigste Einzelkriegshandlung aller Zeiten, noch verlustreicher als Hiroshima – «der grösste Einzel-Massenmord im Kriege» («the greatest single holocaust by war»), wie es der bekannte Schriftsteller Harold Nicolson in einem Aufsatz im ‚Observer‘ vom 5. Mai 1963 formuliert hat.

135.000 dürfte die unterste Grenze der Zahl der Toten darstellen. Von ihr geht beispielsweise David Irving aus («Und Deutschlands Städte starben nicht», 1967, S. 372). Heinz Nawratil («Vertreibungsverbrechen an Deutschen», 1982, S. 36 u. 239) spricht von rund einer Viertelmillion Toten. Zu derselben Zahl kam Oberstleutnant a. D. Matthes, der 1. Generalstabsoffizier des Verteidigungsbereichs Dresden. Das Internationale Rote Kreuz schätzte die Zahl der Toten auf 275.000 (Alfred de Zayas: «Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen», 1972, S. 217).

Gerhart Hauptmann, der weltbekannte Dichter und Nobelpreisträger (1862-1946), befand sich zur Zeit dieser Angriffe in einem Sanatorium bei Dresden und erlebte sie aus nächster Nähe mit. Er kleidete seine Empfindungen in folgende unvergängliche Worte: «Wer das

Weinen verlernt hat, der lernt es wieder beim Untergang Dresdens. Dieser heitere Morgenstern der Jugend hat bisher der Welt geleuchtet. Ich weiss, dass in England und Amerika gute Geister genug vorhanden sind, denen das göttliche Licht der Sixtinischen Madonna nicht fremd war und die von dem Erlöschen dieses Sternes allertiefst schmerzlich getroffen weinen.

Und ich habe den Untergang Dresdens unter den Sodom- und Gomorrha-Höllern der feindlichen Flugzeuge persönlich erlebt. Wenn ich das Wort ‚erlebt‘ einfüge, so ist mir das jetzt noch wie ein Wunder. Ich nehme mich nicht wichtig genug, um zu glauben, das Faktum habe mir dieses Entsetzen gerade an dieser Stelle in dem fast liebsten Teil meiner Welt ausdrücklich vorbehalten.

Ich stehe am Ausgangstor meines Lebens und beneide alle meine toten Geisteskameraden, denen dieses Erlebnis erspart geblieben ist. Ich weine. Man stosse sich nicht an dem Wort weinen; die grössten Helden des Altertums, darunter Perikles und andere, haben sich seiner nicht geschämt.

Von Dresden aus, von seiner köstlich-gleichmässigen Kunstpflege in Musik und Wort, sind herrliche Ströme durch die Welt geflossen, und auch England und Amerika haben durstig davon getrunken. Haben sie das vergessen?

Ich bin nahezu 83 Jahre alt und stehe mit meinem Vermächtnis vor Gott, das leider machtlos ist und nur aus dem Herzen kommt: Es ist die Bitte, Gott möge die Men-

schen mehr lieben, läutern und klären zu ihrem Heil als bisher.»

## **Churchill und der Angriff auf Dresden**

Durch neuere Veröffentlichungen ist der Beweis dafür erbracht worden, dass ohne das Eingreifen Churchills Dresden nicht angegriffen worden wäre. Der britische Premierminister ist unlösbar in die Kausalkette eingebunden, die zu dieser schrecklichen Tragödie geführt hat.

Obwohl der Krieg in die Endphase eingetreten und der Zusammenbruch des deutschen militärischen Widerstands nur noch eine Frage von Wochen war, bestand Churchill darauf, in Ostdeutschland weitere Grossangriffe durchzuführen. Am 25. Januar 1945 fragte er bei dem Luftfahrtminister Sir Archibald Sinclair an, ob Pläne bestünden, die deutschen Operationen bei dem Rückzug aus Breslau zu stören. Der Minister äusserte sich am nächsten Tag bejahend und wies dabei auf Leipzig, Chemnitz und Dresden als noch verhältnismässig intakte Plätze hin. In seinem Antwortschreiben bezeichnete der Premierminister diese drei Grossstädte und Berlin als besonders attraktive Angriffsziele («especially attractive targets»), äusserte seine Genugtuung darüber, dass sie «in engerer Auswahl» («under examination») seien, und drängte energisch auf Angriffe gegen sie. Die Luftwaffenführung wählte unter den von Churchill angegebenen

Plätzen Dresden aus. Ohne das Eingreifen Churchills wäre das nicht geschehen.

Die Entscheidung für Dresden nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Eine sorgsame Abwägung des Für und Wider ging ihr nicht voraus. Weder wurde überlegt, ob ein Angriff von der üblichen Dimension angesichts der Kriegslage überhaupt noch Sinn habe, noch wurde bedacht, dass die Stadt unschätzbare Kulturgüter in sich barg, noch vor allem, dass sie mit Flüchtlingen überfüllt war.

Als die ersten Meldungen von der Katastrophe eingingen, zeigte sich Churchill auffallend unberührt. Sein Privatsekretär John Colville war überrascht, dass sie ihn völlig kalt liessen. Das entsprach einer Gefühlskälte, die man an Churchill nicht nur bei dieser Gelegenheit beobachtet hat. Es sei hier an den schon erwähnten Vorfall erinnert, von dem sein Leibarzt, Lord Moran, berichtet hat. Als dieser im Juli 1945 mit Feldmarschall Alexander durch die zerstörten Strassen von Berlin ging, konnte er beobachten, dass der Soldat über das Ausmass der Zerstörungen ganz erschüttert war. Der Arzt vermerkte in seinem Tagebuch: «Ihm gefällt im Grunde diese brutale Demütigung eines stolzen Volkes nicht, das in die Knie gezwungen wurde.» Als Moran davon seinem Patienten erzählte, erwiderte dieser: «Mir gehen solche Empfindungen völlig ab.» Diese Gefühlskälte war an ihm während der ganzen Zeit der Terrorangriffe zu beobachten. Aus seinem Mund ist öffentlich zu kei-

ner Zeit ein Wort des Bedauerns über die schrecklichen Opfer seiner Luftkriegführung zu hören gewesen.

Nur einmal hat ihm sichtbar das Gewissen geschlagen. Als sich im Juni 1943 der australische Politiker Casey in Chequers, dem Landsitz der britischen Premierminister, aufhielt, liess Churchill nach dem Abendessen Filmaufnahmen der Air Force von Angriffen auf deutsche Grossstädte vorführen. Sie liessen ein so erschreckendes Ausmass an Zerstörung erkennen, dass er mittendrin aufstand und zu dem Besucher sagte: «Sind wir Bestien? (,beasts’) Gehen wir da nicht zu weit? Denken wir auch an die Frauen und Kinder dort unten?» – Folgerungen aus dieser Einsicht hat Churchill nicht gezogen. Sie hinderte ihn nicht, noch in der letzten Phase des Krieges (am 26. Januar 1945) das Prinzip der Flächenangriffe zu billigen, neue Angriffe zu befehlen und den Kampfflugzeugen seines Landes ausserdem Blankovollmacht für die Jagd auf einzelne Zivilpersonen zu erteilen.

Sehr leicht machte sich die Sache Luftmarschall Harris: Er verstehe die ganze Aufregung nicht, sagte er in seinen 1947 erschienenen Erinnerungen («Bomber-Offensive»). Im Ersten Weltkrieg seien durch die Hungerblockade 80.000 Zivilisten (meist Frauen, Kinder und alte Leute) umgekommen, und das habe man hingenommen. Angriffe wie die auf Hamburg seien immerhin noch «eine vergleichsweise humane Methode» («a comparatively human method») der Kriegführung gewesen. So allen Ernstes einer der höchsten britischen Offiziere des Zweiten Weltkriegs.

Nach (vorsichtiger) Schätzung des Statistischen Bundesamts haben die alliierten Luftstreitkräfte über dem Reichsgebiet nicht weniger als 1,4 Millionen Tonnen Bomben abgeworfen. Dabei wurden 593.000 Zivilpersonen getötet und in vielen Städten weit über die Hälfte der Häuser zerstört. Den Briten kostete die Bomberoffensive 55.888 Menschen an Offizieren und Mannschaften. Das war eine allem Völkerrecht Hohn sprechende Kriegführung von noch nie dagewesener Grausamkeit, deren Opfer in erster Linie Frauen und Kinder waren. Winston Churchill trägt die letzte Verantwortung dafür.

Auf britischer Seite erwartete man einen raschen Zusammenbruch («quick collapse»). Im Dezember 1940 meinte man im englischen Informationsministerium: «Alle Unterlagen zeigen, dass die Deutschen bei all ihrer derzeitigen Selbstsicherheit und Arroganz nicht ein Viertel der Bombenangriffe aushalten werden, wie die Briten sie hingenommen haben.» Diese Prognose fand rasch ihre Widerlegung. Erreicht wurde das Ziel – Brechung der Moral der Zivilbevölkerung – in keiner Weise. Die Arbeiter liefen nicht aus ihren Arbeitsstätten weg, die Produktion lief bald wieder auf vollen Touren, und es kam nirgendwo zu Rüstungsarbeiterstreiks oder Aufständen. Selbst nach schwersten Vernichtungsangriffen ist es in keiner der betroffenen Städte zu offener Auflehnung gekommen. Das musste nach dem Kriege auch Luftmarschall Harris zugeben: «Die Haltung der Arbeiter wurde nicht beeinflusst.»

Dennis Richards hat in seinem Werk über die «Royal Air Force» festgestellt: «Die deutsche Bevölkerung war dank ihres natürlichen Durchhaltevermögens zäher, als selbst Goebbels und der Luftwaffenstab annahmen.» Ähnlich äusserte sich vor einigen Jahren der Biograph Lord Alanbrookes, der Historiker Bryant: «Die Zerstörung seiner (des deutschen Volkes) Städte erschien unerträglich, aber es ertrug sie.»

In der grossen mehrbändigen britischen Darstellung über «The Strategic Air Offensive against Germany» («Die strategische Luftoffensive gegen Deutschland») von Sir Charles Webster und Noble Frankland wird von einem «Rüstungswunder» («Armament Miracle») gesprochen. Trotz aller Luftkriegsschäden wurde der bisherige Stand der Rüstungsproduktion nicht nur aufrechterhalten, sondern während der ersten Hälfte des Jahres 1943 sogar noch erhöht. Nach einem Rückgang Ende 1943 stieg sie Mitte 1944 steil an und erreichte hier den Höhepunkt.

Das alles wäre unmöglich gewesen, wenn der deutsche Arbeiter nicht bereitwillig weitergearbeitet hätte. Webster und Frankland stellen dazu eindrucksvoll fest, dass die Wiederaufnahme der Produktion nicht gelungen wäre, «wenn die deutschen Männer und Frauen nicht unter schrecklichsten Bedingungen grosse Ausdauer, Energie und Mut entfaltet hätten»: «Der Stoizismus und, in vielen Fällen, das Heldentum des deutschen Volkes ..., die Weigerung, sich durch Angst und Terror beugen zu

lassen, nötigen Respekt und Bewunderung ab.»  
(Webster/Frankland, Bd. II, S. 224)

Was die deutschen Frauen und Kinder während dieses Bombenkriegs an Unruhe, Entbehrung, Hetze, Sorge und Todesangst auf sich genommen haben, steht geschichtlich ohne Parallele da. Keiner wusste, ob er den nächsten Tag noch erleben werde. Diese Menschen bewahrten aber jederzeit Haltung, sie trugen ihr schweres Los mit Fassung und standen den Männern im Feld in keiner Weise nach.

«Die Schlacht gegen die Moral hatten die Bomber verloren» (David Irving). Heute spricht man in unserem Lande nur noch selten von denen, die dieser brutalen, unmenschlichen Art der Kriegführung zum Opfer gefallen sind. Japan hält die Erinnerung an die Toten von Hiroshima und Nagasaki durch eindrucksvolle Mahnmale fest, und in Israel gibt es allerorten Gedenkstätten an die Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungslager. An ein grosses – gesamtdeutsches – Mahnmal für die Opfer von Dresden und des Luftkriegs im Allgemeinen hat noch niemand gedacht. Soll die Erinnerung an die vielen, vielen Toten des Bombenkriegs bei uns etwa ausgelöscht werden? Die Art und Weise, wie die Väter und Mütter, die Grossväter und Grossmütter der jungen Menschen von heute das Grauen der Bombennächte durchstanden haben, war beispielhaft, sie haben deshalb einen Anspruch darauf, dass man ihrer ehrenvoll gedenkt.

Wir haben umso mehr Veranlassung, die Erinnerung an sie wachzuhalten, als das angelsächsische Schrifttum

unverkennbar bemüht ist, über diese Auswüchse der Luftkriegführung Gras wachsen zu lassen. In den vier Vorlesungen, die Luftmarschall Lord Tedder 1947 über den Luftkrieg gehalten hat, ist er auf die Verluste in der Zivilbevölkerung nicht eingegangen; auch in seinen Kriegserinnerungen spricht er nicht davon. Bei dem grossen Werk von Anthony Verrier über «The Bombing Offensive» (1968) verhält es sich nicht anders. Auch die dreibändige Darstellung der Royal Air Force geht der Zahl der Luftkriegstoten geflissentlich aus dem Wege. Und in dem vierbändigen Werk von Webster/Frankland wird nur von 43.000 Opfern unter der Zivilbevölkerung gesprochen (Bd. II, S. 236, Anm. 1). Vor dem, was der Bombenkrieg an Scheusslichkeiten produziert hat, verschliesst man also bewusst die Augen. Das ist eine eigenartige Form, Zeitgeschichte zu schreiben.

Vermutlich hätte die Bevölkerung Grossbritanniens nie erfahren, welches Unheil die Air Force angerichtet hat, wenn nicht David Irving mit seinem Buch über Dresden 1963 die Mauer des Verschweigens und der Verschleierung durchbrochen hätte. Viele Briten waren entsetzt, als sie damals erfuhren, dass die alliierten Luftstreitkräfte an zwei aufeinanderfolgenden Tagen an die 100.000 Frauen und Kinder getötet haben. Damals prägte Harold Nicolson im ‚Observer‘ vom 5. Mai 1963 das Wort von dem «Holocaust von Dresden», das diesem Abschnitt vorangestellt worden ist. Er schrieb damals auch, es sei eine verhängnisvolle Neigung der Engländer,

andere Nationen der Grausamkeit anzuklagen, aus der Überzeugung heraus, dass sie selbst zu solchen Handlungen nicht fähig seien.

Was Churchill betrifft, so unternahm er im März 1945 den Versuch, die Verantwortung für Dresden zu verschleiern und von sich abzuwälzen. Als er erfuhr, dass die Meldungen von den schrecklichen Vorgängen ebendort in den USA eine sehr ungünstige Aufnahme gefunden hatten, wurde er unruhig und tat etwas, was seinem Ansehen sehr geschadet hat.

Am 28. März 1945 brachte er folgenden Vermerk zu den Akten: «Es scheint mir, dass der Augenblick gekommen ist, in dem die Frage der Bombardierung deutscher Städte, nur um einer Vermehrung des Terrors willen, wenngleich unter anderem Vorwand, überprüft werden sollte. Anderenfalls werden wir in die Kontrolle eines ganz und gar ruinierten Landes kommen ... Die Zerstörung von Dresden bleibt ein ernstes Argument gegen die Führung des alliierten Bombenkriegs ... Ich meine, dass es notwendig ist, sich präziser auf militärische Ziele wie Öl und Verbindungslinien hinter der unmittelbaren Kampfzone zu konzentrieren, statt uns auf blosse Akte des Terrors und mutwilliger Zerstörung zu beschränken – seien sie auch noch so eindrucksvoll.»

Luftmarschall Sir Charles Portal war empört, als er das las. Er und seine Mitarbeiter in der Führung der Air Force erblickten in dieser Niederschrift den Versuch Churchills, sich aus der Verantwortung davonzustehlen. Er war der Hauptvorkämpfer einer Bombardierung der

deutschen Städte gewesen und hatte Ende Januar 1945 den entscheidenden Anstoss für den Angriff auf Dresden gegeben. Der Chef des Bomberkommandos, Luftmarschall Harris, und sein Stellvertreter Saunders waren gegen den Angriff gewesen, ihre Vorstellungen waren aber zurückgewiesen worden. «An höchster Stelle» bestehe man auf dem Angriff, wurde ihnen eröffnet. Jetzt sollten alle diese Fakten verwischt werden. Die Offiziere waren auch entrüstet darüber, dass Churchill die Angriffe gegen die deutschen Städte als Terrorangriffe bezeichnet hatte, denn amtlich war bisher immer nur von der Bombardierung militärischer Ziele gesprochen worden. Jetzt nun gab der Regierungschef offen zu, dass das nur ein Vorwand («pretext») gewesen sei.

Sir Charles Portal war nicht gewillt, diese Niederschrift – die er als böswillige Entstellung («maligning») empfand – stillschweigend hinzunehmen. Er legte bei Churchill Protest dagegen ein und zwang ihn, sie zurückzuziehen und durch eine neutral gefasste zu ersetzen. Dieser Vorgang ist in das britische Schrifttum mit der Bezeichnung «episode of the with-drawn minute» («Zwischenspiel der zurückgezogenen Niederschrift») eingegangen. Es dürfte in der Geschichte nicht oft vorgekommen sein, dass ein Regierungschef in einer so wichtigen Angelegenheit zum Widerruf gezwungen war.

Von der Flächenbombardierung («Area Bombing») der britischen Luftstreitkräfte haben sich auf alliierter Seite einige prominente Persönlichkeiten schon während

des Krieges distanziert. Zu ihnen gehören auf amerikanischer Seite die Generale Patton und Spaatz sowie Admiral Leahy, auf britischer Seite Lord Hankey, der ständige Sekretär des britischen Kabinetts. Später traten dieser Ansicht auch General Eisenhower und die Führung der amerikanischen Luftstreitkräfte bei. Sie erklärten sich ebenfalls gegen rücksichtlose Angriffe gegen Zivilisten («indiscriminate attacks on civilians»). Zur Zeit des Angriffs auf Dresden war diese Einstellung freilich noch nicht bis unten durchgedrungen. Besonders nachdrücklich brachte das Bedauern über diese grausame Form des Luftkriegs Admiral Leahy zum Ausdruck, der militärische Hauptberater der Präsidenten Roosevelt und Truman. Er war übrigens auch mit dem Einsatz der Atombombe nicht einverstanden. «Mir wurde nicht gelehrt», sagte er, «den Krieg in dieser Weise zu führen. Kriege können durch Vernichtung von Frauen und Kindern nicht gewonnen werden.» Man sei leider in diesem Krieg auf den ethischen Standard der Barbaren des Mittelalters zurückgesunken.

Wie das Verhalten Churchills und der anderen Staatsmänner und Offiziere zu beurteilen ist, die am Erlass und der Durchführung der Direktive am 14. Februar 1945 und an der Zerstörung Dresdens mitgewirkt haben, hat klar und eindeutig Richard Crossman (geb. 1907), der Labour-Führer und ehemalige Minister, zum Ausdruck gebracht. Seiner Ansicht nach hätten vor allem die für Dresden Verantwortlichen auf die gleiche Anklagebank

gehört wie die Nürnberger Hauptkriegsverbrecher. In einem am 3. Mai 1963 in der Zeitschrift ‚New Statesman‘ veröffentlichten Artikel, der die Überschrift «War Crime» («Kriegsverbrechen») trägt, sagte er: «Die Zerstörung von Dresden im Februar 1945 war eines jener Verbrechen gegen die Menschlichkeit, deren Urheber in Nürnberg unter Anklage gestellt worden wären, wenn dieser Gerichtshof nicht in ein blosses Instrument alliierter Rache pervertiert worden wäre.»

Dem internationalen Ansehen Churchills hat die schwere Verantwortung, die auf ihm lastet, bisher nicht geschadet. Er gilt in allen Ländern noch als ein grosser Mann. In den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» von Jacob Burckhardt ist zu lesen: «Wer einer Gesamtheit Grösse, Macht, Glanz verschafft, dem wird das Verbrechen nachgesehen», für ihn gelte «eine merkwürdige Dispensation vom Sittengesetz». Alles komme auf den Erfolg an: «Derselbe Mensch, mit derselben Persönlichkeit ausgestattet gedacht, würde für Verbrechen ... keine Nachsicht finden. Erst weil er Grosses vollbracht, findet er dann diese Nachsicht.»

Alle für den uneingeschränkten Bombenkrieg Verantwortlichen wurden gleich nach Kriegsende hoch ausgezeichnet und mit Ehrungen überhäuft. Die einzige Ausnahme bildete Luftmarschall Sir Arthur Harris, der Chef des Bomber Command, der Mann also, mit dem Churchill engstens zusammengearbeitet hatte. Dresden hatte in der Welt ein unbehagliches Gefühl zurückgelassen, und so benötigte man einen Sündenbock. Harris wurde dazu ausersehen. Er musste jahrelang auf eine Eh-

rung warten; es sah zeitweise sogar so aus, als ob man ihn ganz übergehen wolle. Man war erleichtert, als er nach Südafrika auswanderte. Auch in Deutschland erfreut sich Churchill grossen Ansehens. Die 600.000 deutschen Frauen und Kinder, deren Tod er zu verantworten hat, sind aus dem Gedächtnis der breiten Massen des deutschen Volkes gestrichen. So rasch gerät eine der blutigsten Katastrophen, die ein Land je heimgesucht hat, in Vergessenheit!

George F. Kennan, der in dieser Schrift mehrfach erwähnte bedeutende amerikanische Historiker und Aussenpolitiker, hat in seinen «Memoiren eines Diplomaten» (2. Aufl., Stuttgart 1968) erklärt: «Wenn die Geschichte über die Grausamkeiten dieses Krieges ihr Urteil fällt, wird sie zwischen Siegern und Besiegten nicht unterscheiden.»

Eine weltweite geschickte Propaganda hat es fertiggebracht, dass heutzutage nur noch von dem die Rede ist, was Deutschen angelastet werden kann, und alles andere langsam aber sicher aus dem Gedächtnis der Menschen entschwindet. Dem muss entgegengetreten werden.

Wenn Deutsche die Grausamkeiten der ehemaligen Feindmächte zur Sprache bringen, so wird ihnen das heute mitunter von manchen ihrer Landsleute verdacht oder gar verwehrt. Bezeichnend für eine solche Einstellung ist, was Heinz Brunotte, bis vor zwei Jahrzehnten einer der höchsten Amtsträger der deutschen Ev. Kirche, in dem Artikel «Stuttgarter Schuldbekennnis» im Evan-

gelischen Kirchenlexikon (1959), S. 1186, aufgeführt hat. Er meint, «dass es keinem Christen erlaubt sein könnte, sich mit Nicht-Wissen oder Nicht-Können zu entschuldigen oder damit, dass ,die anderem auch Greueltaten begangen hätten. Vor Gottes Angesicht kann man nicht gegeneinander aufrechnen, sondern nur die eigene Schuld konkret bekennen». – Von diesen beiden Sätzen ist die erste Hälfte falsch, die andere missverständlich. Wenn jemand nachweisbar Nicht-Wissen und Nicht-Können für sich ins Feld führen kann, ist es nicht möglich, einen Schuldvorwurf gegen ihn zu erheben. Wenn aber – wie hier – gesagt wird, er habe sich darauf zu beschränken, eigene Schuld zu bekennen, so legt das die Annahme nahe, es sei ihm verboten, auf fremde Schuld hinzuweisen.

Inzwischen ist die Entwicklung weitergegangen und wird bei uns jetzt auch das zur Sprache gebracht, was die anderen zu verantworten haben. In der ‚Report‘-Sendung der ARD vom 26.6.1979 über das Thema «Dokumentation seit zehn Jahren unter Verschluss – Warum tabuisiert die Bundesregierung die Verbrechen an Deutschen bei Kriegsende?» wurde mit Recht betont, dass die Wahrheit unteilbar ist. Wem etwas vorgeworfen werde, von dem könne man nicht verlangen, dass er über Untaten der Gegenseite schweige. Das ist genau das, was Kennan gemeint hat: Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit kann man hier zwischen Siegern und Besiegten keinen Unterschied machen.

## **Kapitel VI:**

# **Die Entwicklung nach dem Krieg**

## **Das Stuttgarter Schuldbekenntnis**

Einige Monate nach Kriegsende gaben die dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland angehörenden Repräsentanten des deutschen Protestantismus vor Vertretern des Ökumenischen Rates der Kirchen eine Erklärung ab, die bei vielen Deutschen einen Schock auslöste und dem Ansehen des deutschen Volkes draussen in der Welt einen schweren Schlag versetzte. Es war dies das sog. «Stuttgarter Schuldbekenntnis» vom 18./19. Oktober 1945. Diese Entschliessung – einmütig beschlossen – ist unterschrieben von Wurm, Asmussen, Meiser, Lilje, Hahn, Held, Heinemann, Smend, Otto Dibelius, Niemöller und Niesel. Die ökumenische Abordnung, der sie feierlich übergeben wurde, bestand aus dem Generalsekretär Visser t' Hooft (Genf), P. Michelfelder, Dr. Stewart Herman und Professor Cavert (USA), Bischof Bell (Grossbritannien), P. Maury (Frankreich), Professor Kraemer (Holland) und Präsident Koechlin (Schweiz). Die entscheidenden Teile der Erklärung lauteten folgen-

dermassen: «Der Rat der EKD:) begrüsst bei seiner Sitzung am 18. und 19. Oktober 1945 in Stuttgart Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Wir sind für diesen Besuch umso dankbarer, als wir uns mit unserem Volk nicht nur in einer grossen Gemeinschaft der Leiden wissen, sondern auch in einer Solidarität der Schuld. Mit grossem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben ...»

In Deutschland fand diese Erklärung eine sehr geteilte Aufnahme und löste an vielen Orten Proteste aus. Ihr Wortlaut war so gehalten, dass man darin eine Schuldigsprechung der gesamten evangelischen deutschen Christenheit, ja des ganzen deutschen Volkes, erblicken musste. Dagegen lehnte man sich auf. Für eine solche, jeden einzelnen Deutschen kollektivschuldartig belastende öffentliche Verlautbarung wurde dem Rat der EKD die Legitimation abgesprochen. In der Tat liegt hier der wunde Punkt. Ohne Fühlungnahme mit der Basis, das heisst den Gläubigen, und ohne genaue Prüfung dessen, was geschehen war hätte eine Erklärung von sol-

cher Tragweite niemals abgegeben werden dürfen. Was die Kirche für sich selbst erklärte, war ihre Sache. Wenn man sich aber gedrängt fühlte, eine Erklärung mit Wirkung für und wider alle Mitglieder abzugeben, hätte man vorher die Zuständigkeit klarstellen und sich genau überlegen müssen, wofür man hier eine Gesamthaftung proklamierte. Um jedes Missverständnis auszuschliessen, hätte man ausserdem bei der Formulierung des Textes grösste Vorsicht walten lassen müssen.

Leider ist nichts von alledem geschehen. Nachträglich haben einige der Beteiligten (M. Niemöller und H. Asmussen) zugeben müssen, dass Missverständnisse aufgetreten seien. Der Sinn der Erklärung, sagten sie, sei nicht das Bekenntnis einer Kollektivschuld des deutschen Volkes gewesen. Sie war aber so verstanden worden und musste angesichts der Textfassung auch so aufgefasst werden. Mit diesem Missverständnis belastet ist die Erklärung dann durch die ganze Welt gegangen.

Als erste amtliche Stelle rückte die Pressestelle der Rheinischen Kirche von diesem globalen Schuldbekennnis ab. Zahlreiche andere Proteste folgten nach, sie drangen indessen kaum in die Öffentlichkeit und vermochten sich nicht zu einer nationalen Protestaktion auszuweiten, weil es damals noch keine überlokalen Kommunikationsmöglichkeiten gab.

Das Verdienst, das, was gegen die Stuttgarter Entschliessung einzuwenden war, sofort gesagt und begründet zu haben, kommt dem protestantischen Theologen

Werner Georg Kümmel zu – damals ein noch wenig bekannter Professor an der Universität Zürich, heute ein Neutestamentler von Weltruf.

In dem in Zürich erscheinenden Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft «Demokratisches Deutschland» (Dezember-Heft 1945) wandte sich Kümmel nachdrücklich gegen die Stuttgarter Erklärung mit ihrer Kollektivschuld-These und betonte: «Das ganze Volk für die Untaten des Staates haftbar zu erklären, ist ... eine Verletzung der einfachsten moralischen Grundsätze.»

Für den anständigen Teil des deutschen Volkes komme eine solche Belastung jedenfalls unter gar keinen Umständen in Betracht. Kein Deutscher habe voraussehen können, wohin die Entwicklung steuere, und das Ausland habe dem Nationalsozialismus einen moralischen und materiellen Kredit eingeräumt, der kaum grösser hätte sein können. Der Sturz eines diktatorischen Regimes sei im Übrigen von innen her so gut wie ausgeschlossen. – Leider fand diese Stimme kaum Gehör.

Aus dem umfangreichen Schrifttum, das nach dem Kriege zu dem Problem der Kollektivschuld erwachsen ist, ragen zwei scharfsinnige Untersuchungen heraus – diejenige von Franz König (seinerzeit Professor in Salzburg, später Erzbischof in Wien und Kardinal) über: «Kollektivschuld und Erbschuld», Z. f. kathol. Theologie, Bd. 72 (1950), S. 40 ff., und diejenige von Walter Künneth (Prof, der Theologie in Erlangen) über: «Schuld in der Politik als theologisch-ethisches Pro-

blem», Jb. der Albertus-Universität zu Königsberg, Bd. XI, 1961, S. 17 ff.

Zu diesen Veröffentlichungen ist in jüngster Zeit der hoch bedeutsame Vortrag des protestantischen Theologen Walter Bodenstein: «Ist nur der Besiegte schuldig? Kritischer Rückblick auf das Stuttgarter Schuldbekennnis» (Ingolstadt 1984), hinzugekommen.

Franz König führt in seinem Aufsatz den Nachweis, dass es nicht möglich sei, eine Kollektivschuld im modernen Sinne aus der Erbsündenlehre der katholischen Theologie abzuleiten. Darüber hinaus zeigt er, dass es neben der bisherigen Individualschuld eine Kollektivschuld als neue Schuld­kategorie nicht gibt und auch nicht geben kann. [Ein Volk als Ganzes könne nicht schuldig werden.](#)

Entsprechend heisst es bei Künneth: Schuld könne immer nur ein individuelles Verhalten einzelner, zurechnungsfähiger Menschen sein: «Im Bereich des Politischen ist daher von der konkreten Schuld Einzelner oder einer eindeutig zu erfassenden Gruppe speziell politisch Verantwortlicher zu sprechen.» Diese konkrete politische Schuld könne allerdings auch die Gestalt von «Mitschuld» haben, etwa bei der Ausführung klar erkennbarer Unrechtsbefehle.

Die Behauptung einer «Kollektivschuld», führt Künneth in zwingender Argumentation weiter aus, sei in jeder Hinsicht unhaltbar. Sie scheitere zunächst an einer «gefährlichen Simplifizierung des Wesens der Volks­psyche», in der die verschiedensten Momente unlösbar

ineinander verschlungen seien: auf der einen Seite das Einverständnis mit einer starken politischen Führung, die Genugtuung über die von ihr erzielten Erfolge, die Anfälligkeit gegenüber einer geschickten Propaganda; auf der anderen Seite aber auch Enttäuschung, Skepsis und Sorge.

Die Idee der «Kollektivschuld» stosse sich aber auch an den Tatsachen des politischen Lebens. Denn die eigentliche Verantwortung sei immer bei einem oder einer Reihe von Politikern konzentriert. Der Einzelne nehme an den massgeblichen politischen Entscheidungen nicht teil und könne deshalb für den Gang der grossen Politik auch nicht verantwortlich gemacht werden. Von «Schuld» könne man jedenfalls nur immer von Fall zu Fall und von Person zu Person sprechen, niemals von «Schuld» eines ganzen Volkes oder Staates: «Zum Volke gehören ja auch immer die politisch Unbeteiligten wie die Kinder, die Kranken, die alten Menschen, aber auch die Menge derer, welche eine spezielle politische Einsicht und Urteilsmöglichkeit gar nicht besitzen können und darum ohne Schuld zu Instrumenten der politischen Beeinflussung werden. Es widerspricht dem Sinn des geschichtlichen und volkhaften Lebens wie auch der Forderung der Gerechtigkeit und Billigkeit, wollte man all diese Millionen eines Volkes als politisch verantwortlich und schuldig an Unheilstaten der Herrschenden deklarieren.»

Künneht hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass öffentliche Erklärungen wie das Stuttgarter Schuld-

bekanntnis ständig in Gefahr sind, politisch missbraucht, das heisst als Kampfmittel verwendet und in den Dienst erpresserischer Machenschaften gestellt zu werden. In welchem Umfang das nach Kriegsende auf Seiten der ehemaligen Feindmächte geschehen ist, wird noch zu klären sein.

Ein britischer Autor, Michael Balfour, der nach dem Kriege eine Reihe von Jahren in leitender Position bei den britischen Besatzungsbehörden tätig gewesen ist, hat in einem 1959 erschienenen Buch über die Vier-Mächte-Kontrolle in Deutschland behauptet, die Idee der «Kollektivschuld» aller Deutschen sei eine deutsche Erfindung (eine «Legende») gewesen. Amtliche britische und amerikanische Doktrin sei das nie gewesen. Es gebe keinerlei diesbezügliche Weisung, und kein führender britischer oder amerikanischer Minister habe jemals so etwas behauptet. Letzteres ist indessen unwahr. Es gibt genug Äusserungen Churchills und Roosevelts, in denen über das ganze deutsche Volk der Stab gebrochen worden ist.

Das, was sich die Träger der Stuttgarter Erklärung versprochen hatten – eine Entlastung für das deutsche Volk – trat nicht ein. Der katholische Moraltheologe W. Schöllgen hat 1948 festgestellt: «Nichts hat die geistige Situation während des Jahres 1945 mehr belastet als der Begriff der Kollektivschuld, der damals wie ein Gespenst auftauchte und die Gemüter verwirrte.»

Die Stuttgarter Erklärung haftete wie ein Bleigewicht auf der weiteren Entwicklung, legte jedem Deutschen ei-

nen Makel auf und stand einer wahrheitsgetreuen und gerechten Beurteilung der Zeit von 1933 bis 1945 hindernd im Weg. Mag dieser spektakuläre Schritt von seinen Urhebern noch so gut gemeint gewesen sein – dem deutschen Volk wurde durch diese ungenügend vorbereitete, unzureichend überlegte und übereilte Entschliessung kein Dienst erwiesen.

Seit 1945 sind viele von dieser These abgerückt – angefangen bei dem englisch-jüdischen Verleger Victor Gollancz («Ich glaube, dass ein Jude der erste sein sollte, der gegen diese barbarische Legende von der Kollektivschuld aufsteht») bis zu dem ehem. italienischen Staatspräsidenten Pertini. («Es gibt keine Kollektivschuld, es gibt nur Einzelschuld!») Besonders entschieden ist der Gedanke aber von der katholischen Kirche bekämpft worden. Schon 1945 liess man darüber keinen Zweifel.

Von dem Freiburger Erzbischof Gröber stammt aus jener Zeit ein Satz, der den mit schwerster Anklage konfrontierten deutschen Menschen aus der Seele gesprochen und ein grosser Trost war: «Darf man wirklich etwa eine ganze Familie eines missratenen Kindes wegen bestrafen oder ein ganzes Volk dem Hunger und der bitteren Not überlassen, weil verbrecherische Volksgenossen Missetaten verübten, die der unschuldige Teil beim besten Willen entweder nicht kannte oder nicht verhindern konnte?»

Am 29. Juni 1945 sagte der Mainzer Bischof Dr. Stohr in einem Hirtenbrief (wobei er das Bibelzitat leicht

veränderte): «Wir weigern uns nicht, vor Gott an unsere Brust zu schlagen wie der demütige Zöllner im Tempel und zu sagen: ‚Gott sei uns Armen gnädig‘ (Lk. 18, 13). Freilich haben wir auch soviel Selbstachtung, dass wir solches Schuldbewusstsein nicht in die Welt hinaus-schreien, zumal wir aus der Geschichte die Fragwürdigkeit menschlicher Urteile gelernt und höchst unerwünschte Wirkungen allgemeiner Schuldbekennnisse erfahren haben.»

Im August 1945 beschloss die Fuldaer Bischofskonferenz, einen Brief an den Alliierten Kontrollrat zu Händen seines amtierenden Vorsitzenden General Eisenhower zu richten, in dem es begrüsst wurde, dass sich die alliierten Oberbefehlshaber nicht die Auffassung zu eigen gemacht hätten, «das gesamte deutsche Volk sei als ein Verband von Verbrechern zu betrachten und demgemäss zu behandeln».

Schon vor dieser Bischofskonferenz hatte Clemens August Graf von Galen, der Bischof zu Münster und spätere Kardinal, gegen eine kollektive Verurteilung des deutschen Volkes nachdrücklich protestiert. In einer Predigt vor Wallfahrern prangerte er am 1. Juli 1945 die Unhaltbarkeit einer solchen Verdammung an: «Es ist eine Verleugnung der Gerechtigkeit und der Liebe, wenn man uns alle, jeden deutschen Menschen, für mitschuldig an jenen Verbrechen und darum für strafwürdig erklärt. Die unvermeidlichen Kriegsfolgen, das Leid um unsere Toten, um unsere zerstörten Städte, Wohnungen und Kirchen wollen wir annehmen und mit Gottes Hilfe geduldig tragen.

Nicht aber ungerechte Beschuldigung und Bestrafung für Geschehnisse, unter deren Willkür, Ungerechtigkeit und Grausamkeit wir selbst durch lange Jahre geseufzt und schwer gelitten haben.»

Zu Anfang des Jahres 1946 griff Papst Pius XII. in diese Diskussion ein und erteilte dem Gedanken der Kollektivschuld eine Absage, die an Klarheit und Entschiedenheit kaum überboten werden konnte: «Es gehen verhängnisvolle Irrtümer um, die einen Menschen für schuldig und verantwortlich erklären nur deshalb, weil er Glied oder Teil irgendeiner Gemeinschaft ist, und ohne dass man sich die Mühe nimmt nachzufragen und nachzuforschen, ob bei ihm wirklich eine persönliche Tat- oder Unterlassungsschuld vorliege. Das heisst, die Rechte Gottes, des Schöpfers und Erlösers, sich anmassen, der allein in den geheimnisvollen Plänen seiner immer gütigen Vorsehung vollkommener Herr des Geschehens ist und als solcher, wenn seine unendliche Weisheit es für gut hält, die Geschieke von Schuldigen und Unschuldigen, von Verantwortlichen und Nichtverantwortlichen verkettet.» (Ansprache an das Hl. Kollegium vom 20. Februar 1946)

Leider haben es diese eindeutigen Äusserungen von katholischer Seite nicht vermocht, in der Welt den Eindruck zu verwischen, den das Stuttgarter Schuldbekenntnis hervorgerufen hat. Und so war während der ganzen Nachkriegszeit der Name des deutschen Volkes mit einer Hypothek belastet, die nur mühsam abgetragen werden kann.

## Das Wirtschaftswunder

Als der Krieg zu Ende ging, bot das Deutsche Reich ein trostloses Bild dar. Alles lag darnieder. Es gab weder einen Eisenbahn-, noch einen Strassenbahn-, noch einen Omnibusverkehr. Post und Banken hatten ihre Schalter geschlossen. Der Schulunterricht war eingestellt. Es erschienen keine Zeitungen. Die Gerichte arbeiteten nicht mehr. Eine Ordnertruppe, die an die Stelle der Polizei trat, hielt die öffentliche Ordnung notdürftig aufrecht.

Die grösseren Städte waren ein einziges Trümmerfeld. Die Industrieanlagen waren weitgehend dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen, grosse Teile des Produktions- und Verteilungsapparats, vor allem Verkehrswege und Fahrzeuge zerstört, es fehlte an allem und jedem, und überall lähmte ein abgrundtiefer Pessimismus jeden Unternehmungsgeist.

Von den wenigen noch intakten Produktionsanlagen wurde ein grosser Teil als Reparationsleistungen demontriert und ins Ausland verbracht. Die Aufteilung Deutschlands in Zonen verursachte zusätzlich Versorgungsprobleme, weil der Warenaustausch über die Grenzen der Besatzungszonen hinweg erheblich erschwert war. Ein arbeitsteiliges Wirtschaften war auch wegen der weitgehenden Zerstörung der Verkehrswege kaum mehr möglich.

Hinzu kam die durch den Morgenthau-Plan beeinflusste amerikanische Besatzungspolitik, die bis 1947 bemüht war, die Produktivkräfte des deutschen Volkes am

Boden zu halten und dem Wiederaufbau Hindernisse in den Weg zu legen. Für General Lucius Clay, den Militärgouverneur der amerikanischen Besatzungszone, und seinen Hauptberater, den Botschafter Douglas, war das «sheerest lunacy» («reinsten Wahnsinn»), und so sachkundige Männer wie George E. Kennan beobachteten damals das Verhalten der Besatzungsbehörden ihres Landes «mit einem an Verzweiflung grenzenden Entsetzen». Als Douglas die Direktive vom 16. April 1945 zu Gesicht bekam, sagte er, sie könne nur von «wirtschaftlichen Idioten» verfasst worden sein: «Es hat keinen Sinn, den geschicktesten Arbeitern in Europa zu verbieten, soviel wie möglich zu produzieren für einen Kontinent, der Mangel an allem leidet.» Dass die Empfindungen der Männer, die – eben aus dem Kriege heimgekehrt – darauf brannten, mit dem Wiederaufbau zu beginnen, noch düsterer waren, ist nur allzu begreiflich.

Wenn die auf den Stand von 1900 zurückgefallene deutsche Wirtschaft dann nach endlichem Wegfall aller Hemmungen einen überraschenden Aufstieg erlebte, so war das – nachdem 1947 der Marshall-Plan die Initialzündung bewirkt und 1948 die Währungsreform die Finanzen in Ordnung gebracht hatte – einer klugen Wirtschaftspolitik zu verdanken, die den vorhandenen Kräften optimale Entfaltungsmöglichkeit verschaffte.

Die stürmische Aufwärtsentwicklung, die 1948 begann und die Bundesrepublik in die erste Reihe der Industrienationen versetzte, ist in dem Buch von Stolper/

Häuser/Borchardt «Deutsche Wirtschaft seit 1870» (Tübingen 1964), sowie in den Sammelwerken «Soziale Marktwirtschaft. Ordnung der Zukunft. Manifest 72», herausgegeben von Ludwig Erhard und A. Müller-Armack (Frankfurt 1972) und «Soziale Marktwirtschaft. Leistung und Herausforderung», herausgegeben von Heinrich Herchenröder (Stuttgart 1973), eindrucksvoll beschrieben worden.

Wie es damals in der deutschen Wirtschaft ausgesehen hat, kann sich jemand, der jene Zeit nicht selbst miterlebt hat, kaum mehr vorstellen. Die Menschen wurden von Hunger geplagt, in den Westen strebten Millionen von Flüchtlingen hinein und machten die Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen von Tag zu Tag schwieriger. Viele Männer und Frauen waren dauernd auf Nahrungssuche und blockierten mit ihren Rucksäcken und Koffern alle Verkehrsmittel.

Das Geld besass nur noch einen Bruchteil seines einstigen Wertes. Es gab eine «Zigarettenwährung», kraft welcher sechs Reichsmark für eine Zigarette bezahlt werden mussten. Dem stark angeschwollenen Geldumlauf stand nur noch ein geringes Warenangebot gegenüber. Das Geld hatte seine Funktion als Zahlungsmittel weitgehend verloren, es kam infolgedessen zu einem Rückfall in den primitivsten Tauschhandel. Wer Baumaterialien für Reparaturen benötigte, konnte sie sich nur im Wege des Tauschhandels beschaffen. Auf dem Schwarzen Markt war alles zu haben, aber nur zu Preisen, die der normale Bürger nicht aufbringen konnte. Ein

Pfund Butter kostete um 240 RM herum, ein Pfund Kaffee rund 500 RM, ein Pfund Zucker 75 RM. Wenige nur konnten sich so etwas leisten. Die unentbehrlichsten Lebensmittel, die Mieten und die meisten Dienstleistungen waren preisgebunden und deshalb erreichbar. Alles, was darüber hinausging, war für den Normalverdiener unerschwinglich.

Um den Geldüberhang zu erfassen, dekretierten die Besatzungsmächte konfiskatorische Steuergesetze. Die Steuerprogression ging bis auf 95 v. H. hinauf.

Es war eine überaus deprimierende Zeit. Viele Deutsche hatten alle Hoffnung aufgegeben, dass es mit Deutschland in absehbarer Zeit wieder aufwärtsgehen werde.

Nicht so Churchill und Stalin.

Churchill war von Anfang an der Überzeugung, dass sich das deutsche Volk dank seines Fleisses und seiner Tüchtigkeit bald wieder fangen und rasch erholen werde. Stalin war derselben Meinung. Im Frühjahr 1945 äusserte er vor einer jugoslawischen Delegation: Die Deutschen «werden sich wieder erholen, und zwar sehr rasch. Sie sind eine hochentwickelte Industrienation mit einer äusserst qualifizierten und zahlreichen Arbeiterklasse und einer technischen Intelligenzia. Gebt ihnen zwölf oder fünfzehn Jahre Zeit, und sie werden wieder auf den Beinen stehen.»

Churchill und Stalin sollten mit ihren Prognosen rechtbehalten.

Was US-Präsident Truman und sein Aussenminister George C. Marshall durch das am 5. Juni 1947 in einer Rede vor der Harvard-Universität verkündete Europäische Wiederaufbauprogramm (kurz Marshall-Plan genannt) für die Erholung der westdeutschen Wirtschaft getan haben, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Mittel, welche die Bundesrepublik und West-Berlin aus den US-Fonds für Wirtschaftshilfe erhielten, ermöglichten es ihnen, aus den USA und anderen Ländern Rohstoffe, Nahrungsmittel und Investitionsgüter zu beziehen. Der Gegenwert dieser Leistungen wurde von den heimischen Importeuren auf Gegenwertfonds eingezahlt, dessen Mittel seinerseits wieder zur Belebung des innereuropäischen Handels und zum Wiederaufbau in Europa verwendet wurden.

Dank dieser Hilfe konnte mit dem Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft sofort begonnen werden. Dadurch, dass Präsident Truman durchsetzte, dass Westdeutschland an dem Plan beteiligt wurde, hat er sich um das deutsche Volk besonders verdient gemacht. Dieses Volk war durch die Kriegspropaganda in den USA derart ver-teufelt worden, dass es notwendig war, eine psychologische Barriere zu überwinden, um es an den Segnungen dieser Hilfe teilnehmen lassen zu können. Westdeutschland flossen daraus nicht weniger als 1½ Milliarden Dollar zu. Eine sehr wichtige Folge des Marshall-Plans waren auch der wirtschaftliche Zusammenschluss der westeuropäischen Staaten und die Liberalisierung des Außenhandels.

Nachdem die amerikanische Starthilfe erste Anstöße gegeben hatte und die Währungsreform unter Dach und Fach gebracht worden war, ging es rasch aufwärts. Von entscheidender Bedeutung war dabei, dass diese Massnahmen mit einer durchgreifenden Umstellung der Wirtschaftspolitik Hand in Hand gingen.

Diese neue Wirtschaftspolitik, von Ludwig Erhard gegen mannigfache Widerstände im In- und Ausland durchgesetzt, war durch eine Gruppe von NationalökonomInnen entworfen worden, deren Führer Walter Eucken in Freiburg war.

Dieser sog. Ordo-Liberalismus war der Auffassung, dass der Wirtschaft freieste Entfaltung gewährleistet werden müsse, freilich immer nur innerhalb eines Rahmens, der Garantien gegen einen Missbrauch dieser Freiheit enthalte. Von Professor Müller-Armack stammt die Bezeichnung, die sich seitdem für diese Art von Wirtschaftspolitik eingebürgert hat: «Soziale Marktwirtschaft».

Was sich nach diesem Kurswechsel ereignete, hat Karl Heinrich Herchenröder folgendermassen beschrieben: Die rasch einsetzende Erholung «war das Ergebnis des Zusammentreffens von Geldreform, die Befreiung der Wirtschaft von den Fesseln der Lenkung und der Planung und ... der belebenden Wirkung, die von der Hilfe des Marshall-Planes ausging. Wer es nicht selbst miterlebt hat, kann sich nur sehr schwer vorstellen, wie die Menschen aufatmeten.»

Im April 1948 hatte Ludwig Erhard den neuen Kurs mit folgenden Worten angekündigt: «Die Richtung ist klar, die wir einzuschlagen haben, die Befreiung von der staatlichen Befehlswirtschaft, die alle Menschen in das entwürdigende Joch einer alles Leben überwuchernden Bürokratie zwingt, die jedes Verantwortungs- und Pflichtgefühl, aber auch jeden Leistungswillen abtöten und darum zuletzt frömmsten Staatsbürger zu Rebellen machen muss.»

Dieser Übergang zur Marktwirtschaft setzte Energien frei, die sich jahrelang nicht hatten entfalten können. Im Rahmen der neuen Zielsetzung konnten endlich der zähe Arbeitswille des deutschen Arbeiters und der Einfallsreichtum und das Leistungsvermögen des deutschen Unternehmers voll zur Auswirkung kommen. Der neue Wirtschaftsminister hatte seine Kalkulation auf die Dynamik seiner Landsleute abgestellt; er wurde nicht enttäuscht.

Das Ergebnis dieses Kurswechsels war das sog. Wirtschaftswunder. Was für Kräfte dabei freigesetzt wurden, wird durch einige Zahlen beleuchtet: Die industrielle Produktivität stieg von 1950 bis 1971 je Arbeitsstunde um 364 v. H. an. Die Produktion der Industrie insgesamt erhöhte sich von 1950 bis 1971 auf 441 v. H. Die Landwirtschaft erreichte während des gleichen Zeitraums eine Steigerung um 386 v. H.

Mit den jährlichen Zuwachsraten lag die Bundesrepublik immer mit an der Spitze der Nationen des Westens. Die Arbeitslosenquote sank von 8,2 v. H. im Jahre 1950 auf 0,6 v. H. im Jahre 1960. Das war der niedrigste Satz

im gesamten Westen. Während der 50er Jahre konnten 6 Millionen Erwerbstätige in den Wirtschaftsprozess eingegliedert werden. Das kam vor allem den Flüchtlingen zugute. Zusätzlich mussten Hunderttausende von Gastarbeitern ins Land geholt werden.

Die Segnungen dieser Entwicklung bekamen alle Schichten der Bevölkerung zu spüren. Noch nie hatte Deutschland ein solches Ausmass an Massenwohlstand erlebt. Der Lebensstandard der breiten Massen erreichte eine Höhe, die ohne Beispiel war.

Winston Churchill hatte diese Entwicklung schon auf der Konferenz von Jalta vorausgesagt. Er prophezeite, Deutschland werde bald wieder da sein; es werde «aufsteigen wie ein Phoenix aus der Asche». Auf deutscher Seite hat eine solche Entwicklung niemand erwartet. Sie ist unbestreitbar durch ein Zusammentreffen einer Anzahl glücklicher Umstände begünstigt worden – von einem «Wunder» zu sprechen, besteht im Grund aber keine Veranlassung, weil die entscheidenden Faktoren letztlich die Leistungsfähigkeit und der Leistungswille des deutschen Volkes waren, also Faktoren, die nicht im Reich der Wunder, sondern im Reich der Tatsachen beheimatet sind. Jedenfalls haben die Überlebenden der Kriegsgeneration – gestützt auf die im deutschen Volk ruhenden Qualitäten – auf dem Gebiet der Wirtschaft eine ihrer Glanzleistungen vollbracht.

Bemerkenswert an dieser Leistung ist, dass sie gewissermassen mit halber Mannschaft erbracht werden muss-

te, weil die in Frage kommenden Jahrgänge durch den Krieg stark dezimiert worden waren.

Lord Alanbrooke, der Chef des britischen Empire-Generalstabs, hat einmal geäußert, während des Krieges sei es sehr schwergefallen, für die obersten militärischen Führungsstellen geeignete Persönlichkeiten ausfindig zu machen. Der Erste Weltkrieg habe leider – als Zugführer, Kompaniechefs oder Bataillonskommandeure – die Blüte der jungen Mannschaft hinweggerafft: «Es waren immer die Besten, die an der Spitze ihrer Einheiten gefallen waren.» Bei denen, die in Deutschland mit dem Wiederaufbau der Wirtschaft beauftragt werden mussten, war die Lage ähnlich. Ein Grossteil der Besten stand nicht mehr zur Verfügung. Umso erstaunlicher ist das, was die Überlebenden fertiggebracht haben. Es ist ein Zeichen dafür, wie breit in der älteren Generation Arbeitswille, Einfallsreichtum, Unternehmungsgeist und Tüchtigkeit gestreut waren. Ihre Angehörigen können sich also auch mit dem sehen lassen, was sie in wirtschaftlicher Beziehung geleistet haben!

### **Das Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem**

Eines der schwierigsten Probleme, mit denen sich die alliierten und deutschen Behörden nach Kriegsende konfrontiert sahen, war das Flüchtlingsproblem.

Aufgrund der im Bundesministerium für Vertriebene 1967 vorhandenen Unterlagen wird die Gesamtzahl der in die Bundesrepublik aufgenommenen Vertriebenen auf 10.600.000 geschätzt. 3.500.000 leben in Mitteldeutschland und 500.000 in Österreich und den anderen westlichen Ländern. 1.100.000 Menschen aus den Vertreibungsgebieten kamen im Felde um, 2.111.000 während der Flucht und Vertreibung. Von den bei Kriegsausbruch in den Vertreibungsgebieten lebenden Deutschen ist somit jeder Fünfte gefallen oder umgekommen. Die beispiellose Tragödie, die sich hier abgespielt hat, hat in dem Buch des Amerikaners Alfred de Zayas «Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen» (München 1977) eine erschütternde Darstellung gefunden.

Stalins Kalkulation ging unverkennbar dahin, durch dieses Millionenheer von Flüchtlingen in Westdeutschland ein soziales Chaos zu schaffen und auf diese Weise das ganze Land für eine kommunistische Machtergreifung reif zu machen. Bei den Behörden der Westmächte und auf deutscher Seite erkannte man die Gefahr, die hier heraufzog. Man war deshalb von Anfang an bemüht, den Flüchtlingen Schutz und Fürsorge angedeihen und sie nicht in Not und Elend versinken zu lassen.

Der deutschen Regierung stand dabei als Warnung vor Augen, was nach Schluss des Ersten Weltkriegs breiten Schichten des deutschen Bürgertums widerfahren war. Durch die Inflation wurden diese damals im

Verlauf weniger Jahre um ihre ganzen in Kriegsanleihen, Bank- und Sparkassenguthaben, Staatsanleihen und anderen Wertpapieren angelegten Ersparnisse gebracht. Von diesen Menschen standen plötzlich, ihres Vermögens beraubt, viele mittellos auf der Strasse und sanken ins Proletariat ab. Sie waren echt «expropriert».

Einige Zahlen mögen Bedeutung und Tragweite der eingetretenen Verluste verdeutlichen. Ende 1918 besaßen die deutschen Sparer 31,8 Milliarden RM Spareinlagen auf Sparkassen und Banken. Nach dem Ende der Inflation (1924) waren sie auf 0,6 Milliarden RM zurückgegangen. Die Verschuldung des Staates belief sich nach Kriegsende auf 156 Milliarden Reichsmark. Durch die Inflation wurde er auf Kosten der Bevölkerung von dieser Schuld frei.

Besondere Verbitterung rief es hervor, dass sich der Staat, dieser grösste Nutzniesser der Inflation, weigerte, die Kriegsanleihen in einer einigermaßen erträglichen Weise aufzuwerten. Während die Ansprüche von Hypothekengläubigern eine Aufwertung in Höhe von 25 v. H. erfuhren, speiste man den patriotischen Teil der Bevölkerung, der von 1914 bis 1918 rund 98 Milliarden Reichsmark Kriegsanleihen gezeichnet hatte, mit lächerlichen 2,5 v. H. der gezeichneten Beträge ab, zu leisten nicht in bar, sondern in Reichs-Schatzanweisungen. Wenn man bedenkt, dass Sachwertbesitzer (Grundeigentümer und Eigentümer von Waren) überhaupt keine Einbusse erlitten, wirkt diese Regelung geradezu grotesk.

Dem verantwortlichen Reichsfinanzminister, Otto von Schlieben, einem Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei, ging offenbar jedes Empfinden dafür ab, was die Folge sein musste, wenn man breiteste Schichten des Mittelstandes in dieser schäbigen und schändlichen Weise um ihre Ersparnisse brachte. Die oft ihres ganzen Vermögens beraubten, fassungslos dastehenden, grossenteils älteren Menschen konnten diesem Staat – der sich mittels eines Federstrichs auf einen Schlag seiner Schulden entledigt hatte – nur noch Gefühle des Hasses und der Abscheu entgegenbringen. Das aber legte den Grund für jene Entwicklung, welche die traditionellen bürgerlichen Parteien der Mitte dahinschwenden liess und den Kräften der radikalen Rechten jenen grossen Auftrieb gab, der ihnen schliesslich die Macht im Staate in die Hände spielte.

Regierung und Parlament in der neuen Bundesrepublik Deutschland haben sich ein grosses Verdienst erworben, dass sie den Flüchtlingsmassen sofort ihre Fürsorge zuwandten und Massnahmen zu ihrer wirtschaftlichen Eingliederung trafen.

Schon im Währungsgesetz von 1948 wurden die deutschen Behörden durch die Alliierten darauf hingewiesen, dass es ihre Pflicht sei, an die Interessen der Vertriebenen zu denken und alles Notwendige für sie zu tun: «Den deutschen gesetzgebenden Stellen wird die Regelung des Lastenausgleichs als vordringliche ... Aufgabe übertragen.» Da nahezu jeder fünfte Bewohner der Bundesrepublik Vertriebener oder Flüchtling war, sahen sich die

Bundesregierung und der deutsche Verwaltungsapparat vor ein Problem von gigantischem Ausmass gestellt. Sie bewältigten es. Als erstes erging 1949 ein «Soforthilfegesetz», auf das 1952 das endgültige «Lastenausgleichsgesetz» folgte. Es wurde ein Sondervermögen geschaffen, (der Soforthilfe-, später Lastenausgleichsfonds), in das die Hypothekengewinnabgabe, eine Kreditgewinnabgabe, Zuschüsse von Bund und Ländern und vor allem eine Vermögensabgabe hineinflossen. Dieser Fonds wurde in erster Linie dazu benutzt, Unterstützungen zu leisten, den Unterhalt von Geschädigten zu sichern, Wohnungen zu errichten und Kapitalhilfe für Flüchtlingsbetriebe zu leisten. Erst in zweiter Linie wurden daraus Entschädigungsleistungen bestritten.

Die Flüchtlingsmassen bedeuteten für Staat und Wirtschaft anfangs eine schwere Last. Als es dann aber gelang, diese Menschen zu integrieren, erwiesen sich die Vertriebenen als eine grossartige wirtschaftliche Antriebskraft, aus der die Bundesrepublik dank ihrer Energie und ihrer Intelligenz grössten Nutzen ziehen konnte.

Man wird nicht umhinkönnen, auch die Lösung des Vertriebenen- und Flüchtlingsproblems zu den Grosstaten der älteren Generation zu rechnen.

## Kapitel VII:

### Gesamtwertung

Diejenigen Jahrgänge, die heute das Alter von 60 Jahren überschritten haben, wurden in schwere Zeitläufe hineingestellt. Die Ältesten unter ihnen erlebten noch den Glanz des Kaiserreichs und die Katastrophe des Ersten Weltkrieges. Wenn sie auch vielleicht nicht selbst noch einberufen wurden, so waren sie doch Zeugen der gewaltigen Leiden und Opfer der Kriegszeit, sodann der Abschaffung der Monarchie, des Zusammenbruchs, des Versailler Friedensvertrages und der schweren sozialen und wirtschaftlichen Erschütterungen der Inflationsjahre. Nach einer kaum ein Jahrzehnt währenden Atempause folgten die Herrschaft des Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg mit einem noch nie dagewesenen Ausmass an Zerstörung und Tod. Nach Kriegsende und nach Überwindung der schlimmsten Kriegsfolgen wurden dann endlich die trostlosen Jahrzehnte der ersten Jahrhunderthälfte von einer Periode abgelöst, die den gequälten und gehetzten Menschen in der Bundesrepublik

ein Aufatmen ermöglichte, weil es eine Zeit wirtschaftlichen Aufstiegs und politischer Konsolidierung war.

Zu fragen ist, ob die Menschen, die einer so wechselvollen Entwicklung unterworfen waren, sich so verhalten haben, dass sie vor dem Urteil der Geschichte bestehen können. Ich glaube, dass diese Frage entschieden zu bejahen ist.

Seit dem Jahr 1933 sahen sie sich in eine Ereignisfolge hineinversetzt, die für alle Deutschen unvorhersehbar und überraschend war und von vielen scharf missbilligt wurde. Das zu ändern, was Missfallen hervorrief, war dem Einzelnen freilich nach Errichtung eines totalitären Polizeistaates nicht mehr möglich, zumal das Ausland die Gefahren der Entwicklung nicht erkannte und das Regime durch Aufrechterhaltung der diplomatischen und politischen Kontakte bewusst oder unbewusst stützte. Innerhalb der Wehrmacht waren viele Angehörige des höheren Offizierskorps davon überzeugt, dass es so nicht weitergehen dürfe, einen Umsturzversuch konnten sie aber nur schwer riskieren, weil sie der Subalternoffiziere, der Unteroffiziere und der Mannschaften nicht sicher sein konnten.

Dank des ungeheuren Prestiges, das Hitler erworben hatte, konnte auch auf die breiten Massen des Volkes kein Verlass sein. Der Misserfolg des Kapp-Putsches war noch in lebendiger Erinnerung.

Als sich das deutsche Volk dann plötzlich wieder im Kriege befand, war ein Ausbrechen aus der durch den nationalsozialistischen Staat geschaffenen Ordnung

noch weniger realisierbar als vorher. Aus einem fahrenden Schnellzug kann man nicht abspringen, und den Vorwurf, während eines Krieges an seinem Volke Verrat geübt zu haben, konnte niemand so leicht riskieren. Es kam hinzu, dass die Westmächte den unbegreiflichen Fehler begingen, sich auf die Klausel von der bedingungslosen Kapitulation festzulegen. Damit muteten sie dem deutschen Volke totale Unterwerfung zu – ein Ansinnen, das zu der Annahme führen musste, ihm sei erneut ein Hass-, Rache- und Vernichtungsfriede zuge-dacht.

Unter diesen Umständen blieb dem deutschen Volk gar nichts anderes übrig, als die schweren Lasten einer totalen Kriegführung ein zweites Mal auf sich zu nehmen und bis zum letzten Geschütz und zur letzten Patrone zu kämpfen. Neuartig war, dass durch den Luftkrieg Millionen von Frauen und Kindern in die Kriegsgeschehnisse einbezogen wurden, mit Todesopfern, die in die Hunderttausende gingen. Erreicht haben die Westmächte das, was ihnen als Ziel vor Augen stand, mit dieser Art der Kriegführung nicht.

Ein Unglück besonderer Art war es, dass an der Spitze der Westmächte Männer standen, die nicht die Eignung besaßen, einen für alle Teile erträglichen Friedensschluss herbeizuführen und den Grund für eine sichere und dauerhafte Friedensordnung zu legen. Der eine war ein todkranker Mann, der jeden Tag sterben konnte, der andere versäumte es, rechtzeitig den Blick in die Zukunft

zu richten. Beide trugen auch nicht dem Umstand Rechnung, dass sie nicht nur die Interessen ihrer Länder, sondern der gesamten freien Welt zu vertreten und wahrzunehmen hatten – auch des zur Demokratie zurückgekehrten Deutschlands. So brachen schon wenige Jahre nach Schluss der Feindseligkeiten in aller Welt neue Kriege aus, und ein Konflikt löste den anderen ab.

Sowjetrussland hätte niemals Weltmachtstellung erlangen können, wenn nicht durch die Niederkämpfung des Deutschen Reiches in Mitteleuropa ein Vakuum entstanden wäre. Es hätte Ziel der Politik der Westmächte sein müssen, es dahin nicht kommen zu lassen. Dafür wäre allerdings notwendig gewesen, rechtzeitig Kontakt zu denjenigen Kräften im Deutschen Reich zu suchen, von denen eine Regimeänderung zu erwarten war, vorher aber auf die Forderung bedingungsloser Kapitulation zu verzichten. Das zu tun, war aber die Politik Grossbritanniens und der USA nicht flexibel genug. Den Schaden davon hatten nicht nur die Völker der Achsenmächte, sondern auch diejenigen der freien Welt. Den Deutschen blieb unter den gegebenen Umständen gar keine andere Wahl, als bis zum bitteren Ende zu kämpfen. Unzählige Menschen mussten diese starre, einfalllose, ja geradezu einfältige Kriegs- und Aussenpolitik mit ihrem Leben bezahlen. Einzig und allein der Widerstandskraft und dem Durchhaltewillen des deutschen Soldaten ist es zu verdanken, dass Westeuropa in der Zeit, in der die Westmächte zu einer Invasion noch nicht bereit waren, vor bolschewistischer Überflutung be-

wahrt wurde. Das war eine Leistung von welthistorischem Ausmass.

Niemand wird bestreiten können, dass die Angehörigen des deutschen Volkes dieses schwere Schicksal – Hunger und Entbehrung, Kummer und Leid, Zerstörung und Tod – in vorbildlicher Haltung auf sich genommen haben.

Den Jahren, die soviel Leid und Unglück ins Land gebracht haben, einen Sinn abzugewinnen und Positives darin zu entdecken, ist nicht leicht. Denkt man genauer darüber nach, kann das Ergebnis nur so lauten: 1926 veröffentlichte der Marburger, später Berliner und schliesslich Göttinger Philosoph Nicolai Hartmann ein grosses System der Ethik, in dem er seherisch eine Situation beschrieb und ethisch würdigte, in die sich das deutsche Volk während der Kriegsjahre und unmittelbar danach versetzt sah.

Der Philosoph geht von der Unterscheidung zwischen leidensfähigen und leidensunfähigen Menschen und Völkern aus. Er sagt, manche hätten nicht die Kraft, Leid und Missgeschick zu ertragen und zu meistern; sie seien Belastungsproben nicht gewachsen. «Geht über den Leidensunfähigen Missgeschick hinweg, so lässt es ihn gebrochen, moralisch verbogen, verunstaltet, geschwächt zurück; er kann sich nicht mehr erheben Für ihn ist das Leiden nur ein Unwert. Der Leidensfähige dagegen erstarkt im Leiden, seine Tragkraft, sein Menschtum, sein sittliches Sein wächst.» Bei ihm bewirke das Leiden «die Erweckung seines innersten moralischen Wesens, die

Erschliessung seiner Tiefe, die Befreiung seiner edelsten Kräfte». Weil in gesunden Gemeinschaften unter dem Druck von Leid und Not Energien entbunden werden, mit denen sie aussergewöhnlicher Herausforderung Herr zu werden vermögen, ist auch Alexander Solschenizyn zu der Einsicht gelangt: «Die Völker brauchen die Niederlagen, so wie der einzelne Mensch des Leids und der Not bedarf, um zur Entfaltung seines ... Ich zu gelangen.»

Erweist sich ein Volk aber einer grossen geschichtlichen Kraftprobe gewachsen und geht es gestärkt und geläutert daraus hervor, so ist das nach Meinung des Philosophen Beweis einer in der Tiefe ruhenden, starken «sittlichen Potenz». Bestehen die Menschen – auf solchen Kraftquell gestützt – die Prüfungen, die ihnen das Schicksal auferlegt, so haben sie ethisch «das im höchsten Sinne Wertvolle ... erkaufte».

Im Sinne dessen, was Nicolai Hartmann 1926 so grossartig und eindrucksvoll entwickelt hat, haben jene schweren Jahre Kräfte und Eigenschaften im deutschen Volk geweckt, ans Licht gehoben und im Leben wirksam werden lassen, die man in dieser Gestalt und Stärke nicht in ihm vermutet hatte. Sie haben es instandgesetzt, während des Krieges unerhörten körperlichen und seelischen Anforderungen zu entsprechen und mit noch nie dagewesenen Situationen fertigzuwerden. Das waren die gleichen Kräfte und Eigenschaften, dank deren es nach dem Kriege gelang, die Probleme des Wiederaufbaus sowie der Vertriebenen- und Flüchtlingsfürsorge zu lösen,

in einer Weise, die in aller Welt Respekt und Bewunderung hervorgerufen hat.

Darf man dann aber von einer Generation von Versagern sprechen? Das ist bei dieser Sachlage doch sicherlich nicht berechtigt. Denn die Angehörigen der Kriegsgeneration haben sich als fähig erwiesen, Belastungsproben zu durchstehen, wie sie den Deutschen seit dem Dreissigjährigen Krieg nicht mehr auferlegt worden sind. Man kann nur wünschen, dass das deutsche Volk immer über Menschen verfügt, welche die Kraft aufbringen, stärksten Herausforderungen Standzuhalten und die entstehenden Probleme zu meistern, so wie es hier in so bemerkenswerter Weise geschehen ist.

## Anhang

*Brief Roosevelt an Pius XII.*

The White House, Sept. 3, 1941

Your Holiness!

At my request, Mr. Myron Taylor will discuss with Your Holiness certain matters with regard to which I am very desirous that he explains my feelings and American opinion. These are matters in regard to which I feel very strongly.

The first of these relates to the problem of the attitude of the Russian Government and the Russian people toward religion. In so far as I am informed, churches in Russia are open. I believe there is a real possibility that Russia may as a result of the present conflict recognize freedom of religion in Russia, although, of course, without recognition of any official intervention on the part of any church in education or political matters within Russia. I feel that if this can be accomplished it will put the possibility of the restoration of real religious liberty in Russia on a much better footing than religious freedom is in Germany.

There are in the United States many people in all churches who have the feeling that Russia is governed completely by a communistic form of society. In my opinion, the fact is that Russia is governed by a dictatorship, as rigid in its manner of being as is the dictatorship in Germany. I believe, however, that this Russian dictatorship is less dangerous to the safety of other nations than is the German form of dictatorship. The only weapon which the Russian dictatorship uses outside of its own borders is communist propaganda which I, of course, recognize has in the past been utilized for the purpose of breaking down the form of government in other countries, religious belief, et cetera. Germany, however, not only has utilized, but is utilizing, this kind of propaganda as well and has also undertaken the employment of every form of military aggression outside of its borders for the purpose of world conquest by force of arms and by force of propaganda. I believe that the survival of Russia is less dangerous to religion, to the church as such, and to humanity in general than would be the survival of the German form of dictatorship. Furthermore, it is my belief that the leaders of all churches in the United States should recognize these facts clearly and should not close their eyes to these basic questions and by their present attitude on this question directly assist Germany in her present objectives.

Bearing in mind the common desire which Your Holiness and I share that a firm basis for lasting concord between men and nations founded on the principles of

Christianity can again be established, I have asked Mr. Taylor to explain my feelings in this matter in order that Your Holiness may understand my position in this respect.

Believe me, with the assurances of my highest regard,

Yours very sincerely,  
*F. D. Roosevelt*

*Übersetzung des Briefes von Roosevelt an Pius XII.*

Weisses Haus, 3. September 1941

Eure Heiligkeit,

auf meinen Wunsch hin möchte Mr. Myron Taylor mit Eurer Heiligkeit über bestimmte Fragen sprechen, die mir so wichtig erscheinen, dass er Ihnen meine Einstellung aus amerikanischer Sicht dazu auseinandersetzen soll. Es handelt sich um Fragen, denen ich sehr grosses Gewicht zuweise.

Das erste Anliegen betrifft das Problem der Haltung der russischen Regierung und des russischen Volkes zur Religion. Soweit ich unterrichtet bin, sind die Kirchen in Russland geöffnet. Nach meinem Dafürhalten besteht eine echte Chance, dass es in Russland als Folge des gegenwärtigen Konflikts zur Anerkennung der Religionsfreiheit kommen könnte, verständlicherweise jedoch ohne Zuerkennung eines offiziellen Einmischungsrechtes von Seiten der Kirchen in Fragen der Erziehung oder der inneren politischen Angelegenheiten Russlands. Ich bin der Überzeugung, dass sich dadurch im Erfolgsfalle die Möglichkeit eröffnet, eine echte Religionsfreiheit in Russland auf wesentlich besserer Grundlage wiederherzustellen, als diese heute in Deutschland besteht.

Es gibt in den Vereinigten Staaten viele Menschen in allen Kirchen, die das Gefühl haben, dass Russland vollkommen von der kommunistischen Doktrin beherrscht wird. Meiner Überzeugung nach ist es eine Tatsache,

dass Russland von einer Diktatur beherrscht wird, die in ihrem Auftreten genauso rücksichtslos ist wie die Diktatur in Deutschland. Ich bin allerdings überzeugt davon, dass diese russische Diktatur weniger gefährlich für die Sicherheit anderer Nationen ist als die deutsche Form der Diktatur. Die einzige Waffe, welche die russische Diktatur ausserhalb ihrer eigenen Grenzen einsetzt, ist die kommunistische Propaganda.

Natürlich weiss ich, dass sie in der Vergangenheit mit dem Ziel betrieben worden ist, die Regierungsform anderer Länder, deren religiösen Glauben etc. zu zerstören. Aber Deutschland hat diese Form der Propaganda auch betrieben, betreibt sie weiterhin und hat ausserdem mit militärischen Waffen und der Waffe der Propaganda eine militärische Aggression ausserhalb seiner eigenen Grenzen mit dem Ziel der Welteroberung betrieben. Meiner Ansicht nach ist das Fortbestehen Russlands weniger gefährlich für die Religion, für die Kirche als solche und für die Menschheit im Allgemeinen, als es das Fortbestehen der deutschen Form der Diktatur wäre. Ausserdem bin ich der Meinung, dass die Führer aller Kirchen in den Vereinigten Staaten diese Tatsachen klar erkennen und ihre Augen vor diesen grundlegenden Fragen nicht verschliessen sollten. Sonst würde Deutschland faktisch direkt in seinen gegenwärtigen Zielen unterstützt.

Im Bewusstsein des gemeinsamen Wunsches, den Eure Heiligkeit und ich teilen, dass dauernde Eintracht un-

ter den Menschen und Nationen auf der Grundlage des Christentums wiederhergestellt werden sollte, habe ich Mr. Taylor gebeten, Ihnen meine Einschätzung zu dieser Problematik darzulegen, damit Eure Heiligkeit meinen Standpunkt in dieser Hinsicht richtig verstehen möge.

Mit dem Ausdruck meiner grössten Hochachtung verbleibe ich

Ihr tief ergebener  
Franklin D. Roosevelt

## Personenregister

- Alanbrooke, Alan Francis Lord* (1883-1963), Feldmarschall, 1940 Oberkommandierender der englischen Heimatstreitkräfte, 1941-1946 Chef des Empire-Generalstabs 82, 92, 104f., 108, 120, 125, 135, 163, 191
- Alexander of Tunis, Harold Rupert Lord* (1891-1969), brit. Feldmarschall, im Zweiten Weltkrieg erst Divisionskommandeur, 1941 Oberbefehlshaber in Burma, 1942 im Vorderen Orient, später Befehlshaber in Italien, schliesslich Oberbefehlshaber der Verbündeten im Mittelmeerraum, 1946-1952 Generalgouverneur von Kanada, 1952-1954 Verteidigungsminister 71, 109-111, 160
- Arnold, Henry Harley* (1886-1950), Oberbefehlshaber der U.S. Army Air Forces und der erste Fünf-Sterne-General der amerikanischen Luftwaffe 104, 113, 139, 142
- Asmussen, H.* 173-175
- Asquith, Margot* 100
- Attlee, Clement* 91
- Baldwin, Hanson W.*, amerik. Journalist 67
- Baldwin, Stanley* (1867-1947), konservativer britischer Politiker, 1923, 1924 1929 und 1935-1937 Premierminister, 1931-1935 Lordpräsident 45, 139, 145
- Balfour, Michael* 179
- Bebel, August* 40
- Beck, Ludwig* (1880-1944), Generaloberst, 1935-1938 Chef des Generalstabs des Heeres, Haupt der Widerstandsbewegung gegen Hitler, am 20.7.1944 getötet 76f.
- Bell, George* (1883-1958), Bischof von Chichester 153f., 155, 173

- Berber, Friedrich* 144
- Bethell, Lord Nicholas* 97
- Bishop, Jim*, amerik. Journalist 83
- Bismarck, Otto Fürst von* (1815-1898), Gründer des Deutschen Reiches von 1871 21,73f., 118
- Blücher, Gebhard Leberecht von* (1742-1819), preuss. Feldmarschall, volkstümlichster Feldherr der Freiheitskriege («Marschall Vorwärts») 128
- Blumenson, Martin* 114,137
- Blumentritt, Günther*, General 130
- Bodenstein, Walter* 177
- Bohlen, Charles E.* (1904-1977), amerik. Diplomat, auf den Konferenzen von Teheran, Jalta und Potsdam russischer Dolmetscher des amerikanischen Präsidenten, 1953-1957 Botschafter in Moskau 67
- Bonjour, Edgar* 53f., 123, 124
- Borchardt* 185
- Bradley, Omar Nelson* (1893-1980), amerikanischer Heeresgruppenführer 132
- Bruenn, Dr.* 82
- Brundage, Avery* 45
- Brüning, Heinrich* (1885-1970), 1930-1932 deutscher Reichskanzler 45, 75
- Brunotte, Heinz* 170
- Brunswig, Hans* 151
- Bryant, Historiker* 163
- Bucerius, Gerd* 30
- Bührle, G.* 123
- Bullitt, William C* (1891-1962), amerik. Botschafter in der Sowjetunion 86
- Burckhardt, Carl Jacob* 46f., 112, 169
- Burke, Edmund* 33
- Burns, E.L.M.* 143
- Busch, Moritz* 74
- Byrnes, James Francis* (1879-1972), 1945-1947 amerik. Außenminister 89
- Cable, Eric Grant* 123
- Cadogan, Sir Alexander* (1884-1968), bis 1936 Diplomat, 1938-1946 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt und Stellvertreter des Ministers 67, 82, 89, 91, 103, 108
- Casey* 161
- Cavert, Prof.* 173
- Chamberlain, Neville* (1869-1940), 1937-1940 brit. Premierminister 45, 73
- Chartock, Roselle* 20, 25, 58
- Cherwell, Lord* 93
- Chorherr, Thomas* 28
- Churchill, Winston S.* (1874-1965), seit 1900 Abgeordneter, später oftmals Minister, 1940-1945 und 1951-1955 Premierminister 33,47f., 50, 54-56

- 58, 62f., 66, 68f., 71,73, 75, 82, 85, 88, 90-102, 110-112, 126, 137f., 141f., 149, 151, 156, 159-162, 166f., 168-170, 179, 186, 190
- Clay, Lucius D.* (1897-1978), amerik. General 184
- Colville, John*, Churchills Privatsekretär 160
- Coulondre, Robert*, franz. Botschafter 103
- Cripps, Sir Stafford* 155
- Cromwell, Oliver* 49
- Crossman, Richard* 11, 151, 168
- Cunningham, Aland Gordon*
- Lord*, brit. Admiral 104
- d'Ormesson, Wladimir* 51
- Davies, Joseph E.* 87
- De Lattre de Tassigny, Jean*
- Joseph-Marie* (1889-1952), während des Frankreich-Feldzugs Divisionskommandeur, 1942 zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, nach Flucht 1943 aus dem Gefängnis an die Spitze der 1. französischen Armee gestellt, mit der er 1944 in Südfrankreich landete, 1945 Oberbefehlshaber der nach Deutschland einmarschierenden französischen Truppen, 1950-1952 Hochkommissar und Oberbefehlshaber in Indochina 112
- Dernburg, Bernhard* 22
- Dewey*, amerik. Präsidentschaftskandidat 67
- Dibelius, Otto* 173
- Dill, Sir John* (1881-1944), Feldmarschall, 1940 Korpskommandeur, anschliessend bis 1942 Chef des Empire-Generalstabs, seitdem britischer Vertreter bei den Combined Chiefs of Staff in Washington 118
- Diwald, Hellmut* 31
- Dix, Otto* 157
- Djilas, Milovan* 75, 126f.
- Dönitz, Karl* (1891-1980) Grossadmiral, Befehlshaber der U-Boote und ab 1943 Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, nach dem Zusammenbruch vorübergehend deutsches Staatsoberhaupt 80
- Douglas*, amerik. Botschafter 184
- Ebert, Friedrich* (1871-1925), dt. Reichspräsident 39
- Eden, Sir Anthony* (1897-1977), 1935-1938, 1940-1945 und 1951-1955 brit. Aussenminister, 1955-1957 Premierminister 45f., 55f., 92f., 103
- Eisenhower, Dwight David* (1890-1969), Generalstabsoffizier, Oberbefehlshaber auf dem europäischen Kriegsschauplatz, Präsident der USA von 1953-1961,

- 67, 72, 114, 121, 133f., 168, 181
- Erhard, Ludwig* (1897-1977),  
1949-1963 Bundeswirtschafts-  
minister, 1963-1966 Bundes-  
kanzler 185, 188
- Esher, Lord* 39
- Eucken, Walter* 188
- Foch, Edouard* Marschall 44
- Forrestal*, amerik. Minister 84,  
121
- Frankfurter, Felix* 118
- Frankland, Noble* 163-165
- Friedberg* 22
- Friedrich Wilhelm IV. von*  
*Preussen* 22, 118
- Friedrich, Prof. Carl Joachim* 61
- Fuller, J.F.C.*, brit. General 67,  
100, 117, 138, 144
- Galen, Clemens August Graf von*,  
Bischof von Münster 65, 181
- Gamelin*, General 146
- de Gaulle, Charles* (1890-1970),  
franz. General und Staatsmann  
81, 113
- Gneisenau, August Graf Neidhardt*  
*von* (1760-1831), preuss. Heer-  
führer, wurde bekannt, als er  
1807 die Festung Kolberg bis  
zum Tilsiter Frieden hielt, ab  
1813 Generalstabschef Blü-  
chers, bedeutendster Gegenspie-  
ler Napoleons 128
- Goebbels, Joseph Paul* (1897-  
1945), ab 1933 Reichsminister  
für Volksaufklärung und Propa-  
ganda 163
- Goldmann, Nahum* 22, 23, 26
- Gollancz, Victor* 180
- Gordon, Sarah* 28, 30
- Goya, Francisco de* 157
- Grant*, amerik. General 66
- Granville, Lord* 101
- Green, Gerald* 19, 25
- Greenwood, Arthur* (1880-1954),  
einer der populärsten und ein-  
flussreichsten Führer der La-  
bour-Party, mehrfach Minister,  
zeitweise Mitglied des Kriegs-  
kabinetts 95
- Gröber, Erzbischof* 180
- Hahn* 173
- Halifax, Lord Edward Wood*  
(1881-1959), 1938-1940 brit.  
Aussenminister 89
- Hammerstein, Frhr. von*, General  
80
- Hankey, Lord Maurice* (1877-  
1963), 1916-1938 Kabinettsse-  
kretär unter 5 Premiermini-  
stern, bis 1942 Minister, entschiedener  
Gegner der Kriegsverbrecher-  
prozesse (aPolitics, Errors and  
Trialso, 1949) 67, 168
- Harriman, Averell* 86
- Harris, Sir Arthur*, brit. Lufmar-  
schall 143, 148, 161f., 167,  
169f.
- Hartmann, Nicolai* 20If.
- Hauptmann, Gerhart* 157f.
- Häuser* 185
- Heinemann Gustav* 173

- Held* 173
- Herchenröder, Karl Heinrich* 185, 188
- Herman, Dr. Stewart* 173
- Heuss, Theodor* (1884-1963), Schriftsteller und Politiker, 1924-1928 und 1930-1933 MdR der Deutschen Demokratischen Partei, 1946 Mitbegründer der FDP, später deren Vorsitzender in den westlichen Besatzungszonen, 1949 MdB, von 1949-1959 Bundespräsident 40f.
- Hitler, Adolf* (1889-1945), 1933-1945 dt. Reichskanzler 12, 23, 30, 35f, 37, 39f., 42-53, 56, 61, 65, 68, 76, 80, 116, 118, 138, 147f., 198
- Hoover, Herbert* (1874-1964), Präsident der USA von 1929-1933 48
- Hopkins, Harry* 56, 85, 102
- Hull, Cordell* (1871-1955), 1933-1944 amerik. Außenminister 54f., 84, 94
- Ickes, Harold Le Claire* (1874-1952), 1933-1946 amerik. Innenminister 48
- Irving, David* 157, 164f.
- Ismay, Hastings Lionel Lord* (1887-1965), bis 1938 in Generalstabsstellungen, 1938-1940 Sekretär des Reichsverteidigungsausschusses, 1940-1945 als Stabschef im Kriegsministerium einer der engsten Mitarbeiter Churchills, 1952-1957 Generalsekretär der Nato 67,91, 109
- James, Robert Rhodes* 99
- Johnson, Lyndon B.* (1908-1973), 1963-1968 amerik. Präsident 66
- Jonas, Manfred* 54
- Juin, Alphonse* (1888-1967), Marschall, Oberbefehlshaber in Nordafrika, später Generalstabschef, Generalinspekteur und Nato-Befehlshaber 80f., 138f.
- Kant, Immanuel* 62
- Kapp, Wolfgang* 198
- Karst, Heinz*, Brigadegeneral a.D. 9, 12
- Kennan, George E.* (\*1904), Diplomat und Vertreter der USA auf zahlreichen Auslandsposten, Professor in Princeton 75, 170f., 184
- Kennedy, John Fitzgerald* (1917-1963), 1961-1963 amerik. Präsident 66
- Kennedy, Sir John*, General 108
- Kesselring, Albert* (1885-1960), Generalfeldmarschall 111
- Knox, Frank*, amerik. Marineminister 48
- Köcher*, dt. Gesandter 124
- Koehlin* 173
- König, Prof Franz* 177
- Kraemer, Prof* 173
- Kümmel, Prof Werner Georg* 176

- Künneth, Prof. Walter* 176-179  
*La Follette, Senator* 119  
*Langley, Harold D.* 54  
*Lassalle, Ferdinand* 40  
*Leahy William D.*, amerik. Admiral 168  
*Liddell Hart, Basil* 100, 144, 148, 153  
*Lilje* 173  
*Lloyd George, David* (1863-1945), Führer der Liberalen, britischer Premierminister von 1916-1922 36-39, 42f., 45,49  
*Loewenheim, Francis L.* 54  
*Lonford, Lord* 91, 100  
*Lothian, Lord* 37f., 39  
*MacArthur, Douglas* (1880-1964), in den 30er Jahren Chief of Staff U.S. Army, nach Übertritt in den Ruhestand Berater der philippinischen Regierung, 1942 alliierter Oberbefehlshaber im südwestlichen Pazifik, 1950 Oberbefehlshaber in Korea, 1951 wegen Meinungsverschiedenheiten von Truman entlassen 125, 139  
*Mackensen, August von* (1849-1945), Generalfeldmarschall, Heerführer an der deutschen Ostfront 71f.  
*Mahan, A.T.* 119 *Mannerheim, Carl Gustav Frhr.* (1867-1951), 1887-1917 russischer Offizier, Gründer der finnischen Armee, 1939-1944 Oberbefehlshaber der finnischen Truppen, zeitweise Staatspräsident 119  
*de Margerie, Roland*, franz. Diplomat 75f.  
*Marshall, George C.* (1880-1959), Generalstabsoffizier, während des Zweiten Weltkriegs Chef des Generalstabs, 1947-1949 amerik. Außenminister, 1950-1951 Verteidigungsminister 13, 67, 95, 114f., 133f., 137, 184,187f.  
*Masson, Philippe* 11  
*Matthes*, Oberstleutnant a.D. 157  
*Maury, P* 173  
*McCormick* 44  
*McCrae, John L.*, Captain 58  
*McLntire*, Admiral, Roosevelts Leibarzt 83  
*Meiser* 173  
*Messe, Giovanni*, ital. Marschall 120  
*Messersmith* 87  
*Metternich, Klemens Fürst von* (1773-1859), österr. Staatsmann 72  
*Michelfelder, P* 173  
*Mikolaiczky*, poln. Ministerpräsident 98  
*Miksche, F.O.* 116  
*Mitterrand, François*, franz. Präsident 9

- Model, Walter* (1891-1945), Armeec- und Heeresgruppenführer, vorübergehend auch OB West 132
- Mohler, Armin* 31
- Moltke, Hellmuth Graf von* (1800-1891), preuss. Generalfeldmarschall 70
- Montgomery, Bernard Law* (1887-1976), brit. Feldmarschall 67f. 133
- Moran, Lord, Churchills Leibarzt* 33, 68, 71, 88f., 95, 102, 112, 160
- Morgenthau, Henry* (1891-1967), 1934-1945 amerik. Finanzminister 57, 84f., 87f., 93, 183
- Mottistone, Lord* 45
- Müller-Armack, A. Prof.* 185, 188
- Murphy, Botschafter* 89
- Mussolini, Benito* (1883-1945), Gründer und Führer des Faschismus in Italien, 1922-1943 Regierungschef 45
- Napoleon I.* (1769-1821), 1804-1814/15 Kaiser der Franzosen 72
- Naumann, Friedrich* 40
- Nawratil, Heinz* 99, 157
- Nicolson, Sir Harold* (1886-1968), weltbekannter Diplomat und Schriftsteller, Verfasser der offiziellen Biographie König Georgs V. 157, 165f.
- Niemöller, Martin* 173, 175
- Niesel* 173
- Nikolaus, Zar* 118
- Noelle-Neumann, Elisabeth* 11
- Oppenheimer, Franz* 29, 30
- Patton, George S.* (1885-1945), 1942-1943 Korpskommandeur in Nordafrika, Armeebefehlshaber auf Sizilien und bei der Invasion, er galt als hervorragender Taktiker 114, 135-137, 139, 168
- Pechel, Rudolf* 5 lf.
- Perikles* 158
- Pertini, ital.* Staatspräsident 180
- Pilch, Judah* 58f.
- Pilet, Marcel*, schweizerischer Aussenminister (über die Persönlichkeit Pilets vgl. die eindrucksvolle Darstellung bei Bonjour (Bd. 5, S. 436ff.) 123f.
- Pitt, William d. J.* 101
- Pius XII.*, Papst 182
- Pogue, Forrest C.* 114
- Portal, Sir Charles*, Luftmarschall 139, 152f, 166f.
- Price, Ward* 44
- Raeder, Erich* (1876-1967), Grossadmiral, 1935-1943 Oberbefehlshaber der Kriegsmarine 80
- Ramcke, Bernhard*, General 132
- Rathbone, Miss* 55
- Richards, Dennis* 163
- Ridgway, Matthew Bunker* (\*1895), in Frankreich Divisions-

- und später Korpskommandeur, ab April 1951 Oberbefehlshaber in Korea, später Oberbefehlshaber im Fernen Osten, 1952 Nato-Oberbefehlshaber in Europa 18f., 113
- Rommel, Erwin* (1891-1944), Generalfeldmarschall, Befehlshaber des Afrikakorps und der Heeresgruppe B in Frankreich 78f.
- Roosevelt, Franklin Delano* (1882-1945), während des Ersten Weltkriegs Stellvertreter des Marineministers, ab 1921 durch Kinderlähmung vorübergehend aus der Politik ausgeschaltet, 1929 Gouverneur des Staates New York, 1933-1945 Präsident der USA 54-58, 65f., 68, 81-90, 92f., 96, 101f., 118, 124, 135, 146, 149, 151, 168, 179,210
- de Rothschild* 55
- Rundstedt, Gerd von* (1875-1953), Generalfeldmarschall während des Zweiten Weltkriegs, Führer von Heeresgruppen in Frankreich und Russland 130f., 134
- Sander, Hans-Dietrich* 31
- Saunders* 167
- Scheel, Walter* 10
- Schleicher, Kurt von*, General 79
- Schlieben, Otto von* 194
- Schöllgen, W.* 179
- Schukov, Georgij Konstantinowitsch* (1896-1974), sowj. Marschall 10, 121
- Schwinge, Prof. Dr. Erich* 9-12
- Shaw, Bernhard* 153
- Silverman* 55
- Simon, Sir John*, brit. Aussenminister 45
- Simson, Eduard von* (1810-1899) 21
- Sinclair, Sir Archibald*, Luftfahrtminister 159
- Smend* 173
- Smuts, Jan Christiaan* (1870-1950), britischer Feldmarschall, Burenführer, 1919-1924 und 1939-1948 Ministerpräsident der Südafrikanischen Union, Mitbegründer der Vereinten Nationen 38f., 67
- Solschenizyn, Alexander* 25, 91, 96, 202
- Spaatz, Carl*, amerik. General 168
- Spaight, J.M.* 148
- Spencer, Jack* 20, 25, 58
- Spetzler, Eberhard* 144
- Stalin, Josef Wissuorionowitsch*, eigentlich Dschugaschwili (1879-1953), sowj. Diktator 24, 30, 32, 44, 62f., 72f., 82, 85f., 90, 94, 97, 102-105, 116, 119, 121f., 126f., 138, 186, 192
- Stevenson, Frances* 42, 49

- Stimson, Henry Lewis*, amerik. Minister 84, 88, 93
- Stohr, Dr.* 180f.
- Stokes* 144, 152f.
- Stolper* 185
- Taft, Robert*, amerik. Senator 67f., 89f.
- Taylor, A.J.P.* 100, 148
- Tedder, Lord*, brit. Luftmarschall 142, 165
- Tippelskirch, Kurt von*, General 117
- Tolstoy, Graf Nikolai* 97
- Truman, Harry S.* (1884-1972), 1945-1953 amerik. Präsident 13, 66, 126, 168, 187
- Vansittart, Robert Lord* (1881-1952), von 1929-1937 ständiger Unterstaatssekretär im Foreign Office 37
- Verrier, Anthony* 165
- Visser t'Hooft* 173
- Waldheim, Kurt* 32
- Washington, George* (1732-1799), Nationalheld und erster Präsident der USA 43
- Wavell, Archibald Percival Lord* (1883-1950), Feldmarschall, 1939-1941 Oberbefehlshaber der britischen Landstreitkräfte im Mittleren Osten, ab Dezember 1941 Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte im südwestpazifischen Raum, 1943-1947 Vizekönig von Indien 108
- Webster, Sir Charles* 163-165
- Wedemeyer, Albert C.*, amerik. General 67,95
- Wellington, Arthur Wellesley Herzog von* (1767-1852), britischer Feldmarschall, 1808-1813 Befehlshaber des brit. Expeditionskorps in Portugal und Spanien, zusammen mit den Preussen Sieger bei Waterloo, später Minister und Premierminister 70, 128
- Wells, H G.* 69
- Wilhelm I* (1797-1888), 1871-1888 Deutscher Kaiser und 1861-1888 König von Preussen 22
- Wilhelm II.* (1859-1941), 1888-1918 Deutscher Kaiser und König von Preussen 22
- Wilson, Thomas Woodrow* (1856-1924), 1913 1921 amerik. Präsident 39, 44, 83
- Wurm* 173
- de Zayas, Alfred* 31, 99, 157, 192, 198

## Schriftums-Nachweise

- Zu S. 20: Von dem Ausmaß der Geheimhaltung vermittelt einen Begriff die Darstellung von Joachim C. Fest: »Hitler. Eine Biographie«, Frankfurt 1973, S. 929ff.
- Zu S. 21: Bismarcks Äußerung ist wiedergegeben in »Bismarck-Gespräche«, Bd. 2, S. 348.
- Zu S. 22: N. Goldmann, a.a.O., S. 115ff. – Über die freundliche Einstellung der Ostjuden zu dem Deutschen Reich und den deutschen Truppen siehe Egmont Zechlin: »Die Deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg«, Göttingen 1969 (insbesondere S.139ff. und 45ff.), und Leonard Schiff: »The Balfour Declaration«, London 1961 (insbesondere S. 200f.).
- Zu S. 25: Alexander Solschenizyn: »Archipel Gulag«. Deutsche Übers. 1973, S. 174.
- Zu S. 26: Nahum Goldmann, a. a. O., S. 444.
- Zu S. 29: Sebastian Haffner (»Anmerkungen zu Hitler«, 13. Aufl., München 1978, S. 176) schildert die Situation völlig zutreffend so: »Etwas dagegen (d. h. gegen die Vernichtungsaktionen) zu unternehmen, wäre für sie alle (die Deutschen) lebensgefährlich gewesen, und außerdem hatte man ja auch einen Krieg am Halse und reichlich eigene Sorgen. Das Verbrechen im ganzen zu verhindern hätte eines Aufstands bedurft und wie wollte man den unter Verhältnissen von Krieg und Diktatur zuwege bringen?« Richtig ist auch Haffners weitere Feststellung (a.a.O., S. 177): »Trotz aller

- antisemitischen Propaganda rechnete er (Hitler) nicht mit ihrer Bereitschaft zum Massenmord an ihren jüdischen Mitbürgern.«
- Zu S. 36ff.: Bemerkung Lloyd Georges über die Ruhrbesetzung und die Rolle, die Poincaré dabei gespielt hat, in: »Die Wahrheit über die Reparationen«, Berlin 1932, S. 42ff. und 93ff. – Über seine Unterhaus-Reden: vom 17.5.1933, Bericht in der »Bayer. Staatszeitung« vom 18.5.1933; vom 28.11.1934, Hansard 1934, S. 915ff.; von Anfang Mai 1940, Bericht in der »FAZ« vom 11.5.1940.
- Zu S. 37: Vansittarts Brief an Lord Lothian ist auszugsweise wiedergegeben bei J. R. M. Butler: Lord Lothian (Philip Kerr), London 1960, S. 228. – Auch Lord Lothian war überzeugt, daß der Nationalsozialismus die Folge der harten Behandlung (»harsh treatment«) Deutschlands gewesen sei, a.a.O., S. 225.
- Zu S. 37: Lloyd George; »A Diary by Frances Stevenson«, ed. by A. J. P. Taylor, London 1971, S. 176.
- Zu S. 38: Den Hinweis auf das Statement von Smuts verdanke ich Herrn Oberst a.D. Dr. Hellmuth Raitchel. Er ist abgedruckt in den »Selections from the Smuts Papers«, Vol. III, S. 1056ff.
- Zu S. 39: Über Lord Esher die Biographie von Peter Fraser (1973), S. 401f.
- Zu S. 39: Bemerkenswert ist, was Otto Braun (Sozialdemokratischer preußischer Ministerpräsident von 1920 bis 1932) in seinen »Erinnerungen« (2. Aufl., New York 1940) erklärt hat. An ihn sei von Politikern des Auslandes oft die Frage gerichtet worden, wie es in Deutschland nur zu der Hitler-Diktatur gekommen sei. »Ich kann immer nur antworten: Versailles und Moskau.«
- Zu S. 39: FM Smuts gebrauchte das Wort »Paria« in einem Brief an Lord Lothian. Butler, a a.O., S. 202.
- Zu S. 40f.: Die zitierten Äußerungen von Th. Heuss finden sich auf den Seiten XII, XXIIff., XXX, XLI, 3, 5, 13f., 27, 115ff., 119, 125, 138, 148, 152 und 168. – Das Buch

wurde 1968 von Eberhard Jäckel neu herausgegeben, und zwar einschl. des Originaleinbands, dessen (geschmacklose) Titelseite Hitler in Rednerpose zeigt. Um die gleiche Zeit (1932) veröffentlichte der amerikanische Journalist Hubert R. Knickerbocker unter dem (deutschen) Titel: «Deutschland so oder so?», einen vielbeachteten Reisebericht, der Hitler und die NSDAP ähnlich verharmlosend darstellte.

- Zu S. 41: a.a.O., S. 254.  
Lloyd George: «A Diary by Frances Stevenson»,  
ed. by A.J.P. Taylor, London 1971, S. 254.
- Zu S. 42:
- Zu S. 42ff.: Lloyd George über Hitler. – Noch nach Ausbruch des Krieges hielt Lloyd George an seiner positiven Einstellung fest. Nach Mitteilung seines Privatsekretärs A. J. Sylvester sagte er am 7. Juli 1940: «Hitler is a prodigious genius» («Hitler ist ein grossartiger Geist»). Einige Tage danach äusserte er sich in einem Gespräch mit dem spanischen Ex-Ministerpräsidenten Negrin ähnlich: Hitler sei ein «Genie» und habe «all the understanding of a genius» («alle Voraussetzungen eines Genies»). (A.J. Sylvester: «Life with Lloyd George. Diary 1931-1945», New York 1975, S. 275ff.)
- Zu S. 43ff.: Über den Besuch Lloyd Georges in Deutschland und seine Äusserungen über Hitler vgl. McCormick: «The Mask of Merlin. A critical Biography of David Lloyd George», New York 1963, S. 274ff.
- Zu S. 44: Der Bericht des Völkischen Beobachters' vom 18.9.1936 trägt die Überschrift: «Lloyd George, ein Freund des Dritten Reiches».
- Zu S. 44: Der Artikel, in dem Ward Price Hitler als den «Wächter Westeuropas gegen den Bolschewismus» usw. bezeichnete, erschien am 2. 9.1936 im Daily Mail (Bericht darüber im V. B. am 22.9.1936).
- Zu S. 45: Die Äusserung von Avery Brundage über das ns. Deutschland brachte der V.B. in seiner Ausgabe vom 6.10.1936.
- Zu S. 45: Zu der Äusserung Sir John Simons s. Heinrich Brüning:

- «Briefe und Gespräche. 1934-1945», hrsg. von Cläre Nix u.a., Stuttgart 1974, S. 70.
- Zu S. 45f: Briefliche Äusserung Edens bei St. Roskill: Hankey, Vol. III (1974).
- Zu S. 46: Der Brief Burckhardts wird im BAK aufbewahrt.
- Zu S. 47: Äusserung Churchills in seinem Buch «Great Contemporaries».
- Zu S. 48: Die Äusserung des Präsidenten Hoover ist wiedergegeben bei Ickes: «The secret Diary of Harold L. Ickes», Vol. III, New York 1954 (Eintrag vom 23.9.1939).
- Zu S. 49: Die Äusserung Lloyd Georges über die Verfolgung der Juden durch Hitler und die Behandlung der Iren durch Cromwell hat Frances Stevenson am 6.11.1934 in ihrem Tagebuch festgehalten.
- Zu S. 53: Wie lebenswichtig die schweizerischen Lieferungen für das Deutsche Reich während des Krieges waren, hat der Schweizer Heinrich Hornberger in seinem Buch: «Schweizerische Handelspolitik im Zweiten Weltkrieg» (Zürich 1970), gezeigt. Bis Ende August 1943 erreichten die Exporte nach Deutschland fast schon die Milliardengrenze.
- Zu S. 55: Unterhaus-Sitzung v. 17.12.1942, Hansard, Vol. 385, S. 2083 ff.; Unterhaus-Sitzung v. 14.12.1943, Hansard, Vol. 395, S. 1467ff.
- Zu S. 56: Über Londons Haltung gegenüber den Juden während des Zweiten Weltkrieges neuerdings auch Bernhard Wasserstein: «Britain and the Jews of Europe 1935-1945», Oxford 1979.
- Zu S. 56: Über die bulgarischen Juden: «Roosevelt und Churchill. Their secret Wartime Correspondence», New York 1975, S. 73. «Roosevelt in Casablanca», ebendort, S. 73f. und 303.
- Zu S. 57: Über das Schicksal der rumänischen Juden siehe John Morton Blum: «Deutschland ein Ackerland? Aus den Morgenthau-Tagebüchern», Düsseldorf 1968, S. 122ff., 132.
- Zu S. 58: Ähnlich wie Pilch haben sich geäußert: Oskar K. Rabinowicz: «Winston Churchill on Jewish Problems»,

London 1956 (»schöne Worte, aber keine Taten«), und Arthur D. Morse: »While six Millions died. A chronicle of American Apathy«, New York 1963: »The Americans unmoved and unconcerned« (»die ungerührten und gleichgültigen Amerikaner«).

Zu S. 62f.: Über das Eingeständnis Stalins vgl. Julius Deutscher: »Stalin«, 1951, S. 341. – Eingehend über die Säuberungen im sowjetrussischen Offizierskorps Georg von Rauch: »Geschichte des bolschewistischen Rußland«, Wiesbaden 1955, S. 335ff.

Zu S. 62f.: Die Zahl von 10 Millionen Liquidierungen im Zuge der Kollektivierung der russischen Landwirtschaft nannte Stalin in einem Gespräch mit Churchill am 15.8.1942 (Lord Moran, a a.O., S. 82).

Zu S. 63: Über das Vorgehen gegen die Kulaken unterrichtet eingehend Robert Conquest: »The Harvest of Sorrow. Soviet collectivization and the Terror-Famine«, 1986; deutsch unter dem Titel: »Ernte des Todes. Stalins Holocaust in der Ukraine 1929–1933«, München, 1988. »Der ukrainische Hunger-Holocaust«, 1987. Nach einem sich auf russische Quellen stützenden Bericht der »FAZ« vom 5.10.1988 sind seinerzeit von den 139 Mitgliedern und Kandidaten des Zentralkomitees 98 umgebracht worden.

Zu S. 63: Äußerung Churchills über die Stalinschen Säuberungsaktionen im Offizierskorps der Roten Armee: Lord Moran, a.a.O., S. 284.

Zu S. 65ff.: Über die Klausel von der bedingungslosen Kapitulation: »The Diaries of Alexander Cadogan«, London 1947, S. 517; Robert E. Sherwood: »Roosevelt und Hopkins«, Hamburg 1948, S. 569f.; »The Memoirs of Cordell Hull«, 2 vols., New York 1948, Bd. II, S. 1570ff.; Hanson W. Baldwin: »Great Mistakes of the War«, New York 1950, S. 14 u.24; William D. Leahy: »I was there. The Personal Story of the Chief of Staff to Presidents Roosevelt and Truman. Based on his Notes and Diaries«, New York 1959, S. 145; Lord Hankey: »Politics, Trials and Errors«, Oxford 1950, S.

- 28ff.; Albert C. Wedemeyer: Reports, New York 1958, S. 91ff.; »Churchill. Der Kampf ums Überleben 1940–1965. Aus dem Tagebuch seines Leibarztes Lord Moran«, dt. Übers. 1967, S. 457f.; Charles E. Bohlen: »Witness to History 1929–1969«, New York 1973, S. 157; Forrest C. Pogue: »George C. Marshall. Organizer of Victory«, New York 1973, S. 32f. Zu denen, die die Klausel für eine Torheit (»foolishness«) hielten, gehörte auch der Botschafter Lord Tyrrell (Cadogan, Diaries, S. 55), des gleichen der französische Außenminister Georges Bonnet (»Quai d'Orsay«, London 1965, S. 21). – Der »Berliner Kurier« berichtete am 24.3.1948 von der Rede Tafts. Im Burenkrieg erklärte sich der britische Oberbefehlshaber Lord Kitchener noch scharf gegen eine solche Klausel, weil ein Diktatfriede niemals wahren Frieden bringen könne (Sir George Arthur: Kitchener, Bd. II, 1920, S. 105).
- Zu S. 68: Äußerung Montgomerys bei Moran, a.a.O., S. 457.
- Zu S. 69: Die Äußerung v. H. G. Wells ist wiedergegeben bei Robert Rhodes James: »Churchill. A Study in Failure«, London 1970, S. 333.
- Zu S. 70: Über Wellington vgl. Elizabeth Longford: »Wellington. The Years of the Sword«, New York 1969, und Ludwig Reiners: »Roman der Staatskunst«, München 1950, S. 93.
- Zu S. 71: August von Mackensen: »Briefe und Aufzeichnungen« (1938).
- Zu S. 71f.: Zur Äußerung des Feldmarschalls Alexander und Churchills Reaktion darauf s. Moran, a.a.O., S. 296 und 298.
- Zu S. 72: Über den Ausspruch Stalins s. die Bemerkung Churchills zu seinem Leibarzt Lord Moran (Tagebucheintrag v. 26.9.1954, a.a.O., S. 647).
- Zu S. 73: Die fraglichen Äußerungen Stalins sind wiedergegeben bei Milovan Djilas: »Gespräche mit Stalin«, Frankfurt 1962, S. 123 und 142. – Auf S. 137 sagt Djilas über Stalin: »Nichts beunruhigte sein Gewissen, trotz der Millionen, die in seinem Namen oder auf sei-

nen Befehl vernichtet worden waren, trotz der Tausende seiner engsten Mitarbeiter, die er als Verräter ermordet hatte, weil sie daran zweifelten, daß er das Land dem Glück, der Gleichheit und der Freiheit entgegenführte ... (Gewissen) hatte keinen Platz in seiner Philosophie und erst recht nicht in seinen Handlungen.«

- Zu S. 73: Beispiele für die scharfe Reaktion der deutschen Kriegsgerichte auf die Vergewaltigung von Frauen in den besetzten Gebieten bei O. P. Schweling: »Die deutsche Militärjustiz in der Zeit des Nationalsozialismus«, 2. Aufl. 1978, S. 373f.
- Zu S. 73: Neville Chamberlain und der Krieg: dazu Keith Feiling: »The Life of Neville Chamberlain«, 1946, S. 419. – Von dieser menschlichen Haltung hebt sich unvoreilhaft die Einstellung von Lord Halifax, des ehemaligen Außenministers und Botschafters, ab. Er wünschte sich, vor Ende des Krieges möchten noch viele Deutsche getötet werden. Earl Birkenhead: »Halifax«, London 1965, S. 548.
- Zu S. 74: Zu den Äußerungen Bismarcks. A. O. Meyer: »Bismarck. Der Mensch und der Staatsmann«, Leipzig 1944, S. 365ff.; Gerhard Ritter: »Staatskunst und Kriegshandwerk«, Bd. 1, 2. Aufl. München 1959, S. 309ff.; Gordon A. Craig: »From Bismarck to Adenauer. Aspects of German Statecraft«, New York 1958, S. 10ff.; Vossler, Hist. Z. 171, 286f.; Hans Joachim Schoeps: »Bismarck über Zeitgenossen«, 1972, S. 311ff.
- Zu S. 75: Churchill am 20.8.1944 im Unterhaus: Hansard, House of Commons, Vol. 402, S. 1487.
- Zu S. 75f.: Brüning zu de Margeries. »Briefe und Gespräche«, S. 248.
- Zu S. 76: Über Ludwig Beck vgl. Wolfgang Foerster: »Generaloberst Ludwig Beck. Sein Kampf gegen den Krieg. Aus nachgelassenen Papieren des Generalstabschefs«, München 1953, S. 97ff., und Gert Buchheit: »Ludwig Beck. Ein preußischer General«, München 1964. Sehr

- beachtlich Curt Siewert: »Schuldig? Die Generale unter Hitler« (1968).
- Zu S. 79: Vgl. neustens zu diesen Fragen: Eric A. Nordlinger: »Soldiers in Politics. Military Coups and Governments«, Englewood Cliffs 1977.
- Zu S. 80: Karl Dönitz: »Zehn Jahre und zwanzig Tage«, 1958; Erich Raeder: »Mein Leben«, 1956/57.
- Zu S. 82: Über Roosevelts Gesundheitszustand im April 1944 und das Gutachten von Dr. Bruenn: Jim Bishop: »FDR's last Year. April 1944 – April 1945«, New York 1974, S. 6ff. Bishop stellt fest: »Dr. Bruenn hielt das Schicksal einer Nation in den Händen.«
- Zu S. 83: Über das »Petticoat-Government« (»Weiber-Regiment«) unter Woodrow Wilson s. Josephus Daniels: »The Wilson Era«, Chapel Hill 1946, S. 513.
- Zu S. 83: Ross T. McIntire: »White House Physician«, New York 1946, S. 3 und 14.
- Zu S. 85f.: Die Botschaft Stalins ist abgedruckt in der »War Corr. between Churchill and Stalin« (Kriegszeitkorrespondenz zwischen Churchill und Stalin) auf S. 20f.
- Zu S. 87: »Kastrieren der deutschen Männer« s. Blum, a.a.O., S. 215ff. »Suppenküchenverpflegung«: Blum, a.a. O., und Hull, Memoirs, Vol. II., S. 1602ff.
- Zu S. 88f.: Lord Moran über Roosevelt, a.a.O., S. 28 und 251.
- Zu S. 89: Der Brief an Lord Halifax (vom 20. 2. 1945) ist zitiert in den Diaries von Sir Alexander Cadogan, S. 716.
- Zu S. 91: Urteile Attlees und der Longfords über Churchill in: »The History Makers«, S. 163f.
- Zu S. 91: Cadogan, Diaries, S. 692ff., 706ff.
- Zu S. 91ff.: Zur allgemeinen Würdigung von Churchill: »Churchill revised. A critical Assessment«, by A. J. P. Taylor, Robert Rhodes James, J. H. Plumb, B. Liddell Hart, Anthony Storr, New York 1969; »Churchill. Action this Day. Working with Churchill«, Memoirs by Normanbrook u. a., ed. by Sir John Wheeler-Bennett, Cambridge 1969; Robert Rhodes James: »A Study in Failure 1900–1939«, London 1970; Elizabeth und

- Frank Longford: »Churchill«, in *The History Makers*«, S. 152ff.
- Zu S. 91: Alexander Solschenizyn über Churchill und Roosevelt: »Archipel Gulag«, S. 251.
- Zu S. 93: Morgenthau-Plan: über die dramatischen Vorgänge vor, während und nach der Konferenz von Quebec: Lord Moran, a.a.O., S. 197ff.; »The Memoirs of Cordell Hull«, Bd. II, S. 1606ff.; Pogue: »Marshall«, Bd. II, S. 468f.; Stimson, Diary vom 16. und 17.9.1944.
- Zu S. 93f.: Notiz Stimsons über Churchill und Roosevelt: dazu auch Pogue, a.a.O., S. 468.
- Zu S. 93: Karthagische Haltung Morgenthau: Man vergleiche damit die Einstellung Trumans: »Man kann nach einem Krieg nicht rachsüchtig sein. Man muß großmütig sein. Man hat den Menschen zu helfen, daß sie wieder auf die Beine kommen.« (Merle Miller: »Plain speaking. An oral Biography of Harry S. Truman«, New York 1974, S. 257).
- Zu S. 94: Zu dem Streit mit Stalin über die Zahl der zu erschießenden Deutschen und Churchills Ansicht über die Behandlung der Kriegsverbrecher: Erich Schwinge: »Summarische Exekutionen. Festschrift für Erich Schmidt-Leichner«, München 1977, S. 185ff. und 191ff.
- Zu S. 95: Rede des Abgeordn. Greenwood: Hansard, Bd. 402, S. 1488.
- Zu S. 96: Noch am 27.10.1944 äußerte Churchill im Unterhaus: »Ich bin sehr glücklich, dem Haus mitteilen zu können, daß unsere Beziehungen zu Sowjetrußland niemals enger, intimer und herzlicher gewesen sind als zur gegenwärtigen Zeit.« S. dazu Herbert Feis: »Churchill, Roosevelt, Stalin«, New Jersey 1957, S. 468.
- Zu S. 96f.: Für die Illusionen, die sich Roosevelt und Churchill bis ins Jahr 1945 hinein über Stalin machten, gibt es zahlreiche Belege. Churchill erklärte noch am 11.2.1945, also nach der Konferenz von Jalta, im Unterhaus, Stalin sei ein mächtiger Mann, zu dem er volles

- Vertrauen habe; er glaube an fortdauernde Freundschaft zwischen den Völkern. Elliot Roosevelt äußerte Ende November 1946 anlässlich eines Empfangs in Moskau sogar, die USA und Großbritannien hätten schon oft ihr Wort gebrochen, die Sowjets aber noch nie (Forrestal Diaries, Notiz vom 29.11.1946).
- Zu S. 99f.: Die erwähnten Äußerungen von R. R. James, A. J. P. Taylor und den Longfords finden sich in den oben zitierten Publikationen dieser Autoren.
- Zu S. 101: Die Äußerung vom »delicious war« (»köstlichen Krieg«) ist Churchill oft vorgehalten worden. Darüber R. R. James in seiner Churchill-Studie vom Jahr 1970, S. 52ff. Am 28. Juli 1914 schrieb er an seine Frau: »Everything tends towards catastrophe and collapse. I am interested, geared up and happy.« (»Alles läuft auf eine Katastrophe und einen Zusammenbruch hinaus. Ich bin sehr ergriffen, aufgewühlt und glücklich.«) Sein Premier Asquith berichtete später, Churchill sei während der letzten Friedenstage »very bellicose« (»sehr kriegslustig«) gewesen und »in tearing spirits at the prospect of war« (»rasend bei der Aussicht auf Krieg«). Dazu auch Longford in »History Makers«, S. 170.
- Zu S. 102: Lord Moran, a a.O.
- Zu S. 102ff.: Äußerungen über Stalin: Sherwood: »Roosevelt und Hopkins«, S. 269; Robert Coulondre: »Von Moskau nach Berlin«, Bonn 1950, S. 103; Cadogan, Diaries, S. 708ff.; Bryant (Alan Brooke), a a.O., Bd. II, S. 90 und 308; H. H. Arnold, a. a. O., S. 468.
- Zu S. 107ff.: Der deutsche Soldat: Bryant, a.a.O., Bd. I, S. 114; Cadogan, Diaries, S. 389; Lord Wavell: »The Killearn Diaries 1934–1946«, London 1972, S. 179; Sir John Kennedy: »The Business of War«, London 1957, S. 198ff.; Lord Ismay, a. a. O., S. 297; »The Alexander Memoirs«, London 1962, S. 156; Nigel Nicolson: »Alex. The Life of Field Marshal Earl Alexander of Tunis«, New York 1973, S. 34, 88 und 256. – Für die ritterliche Art des Feldmarschalls Alexander ist

bezeichnend, daß er gegen die Verurteilung seines einstigen Gegners, des Feldmarschalls Kesselring, durch ein britisches Militärgericht im Mai 1947 öffentlich protestiert hat. Darüber Nicolson, a.a.O., S. 296.

- Zu S. 110f.: Über die Kämpfe im Westen in der Schlußphase des Krieges: Günther Blumentritt: »von Rundstedt. The Soldier and the Man«, London 1952, S. 246; Martin Blumenson: »Breakout and Pursuit. U.S. Army in World War II«, Washington 1961, S. 697ff.; Charles B. MacDonald: »The last Offensive. U.S. Army in World War II«, Washington 1973. Eingehend über das »Miracle of the West« auch Stephen Ambrose: »The Supreme Command«, New York 1970, S. 539ff.
- Zu S. 112: Rede Churchills im Unterhaus vom 22.2.1944: Hansard, Vol. 397, S. 699.
- Zu S. 112: Churchill über die Deutschen: Lord Moran, a a.O., S. 483.
- Zu S. 113: Die Äußerung de Gaulles ist wiedergegeben bei William Craig: »Enemy at the Gates«, 1973, S. XV.
- Zu S. 113: H. H. Arnold, a.a.O., S. 500; M. B. Ridgway, a.a.O., S. 147; The Patton Papers, S. 579; Pogue (Marshall), a.a.O., S. 82.
- Zu S. 116: Über die katastrophale Lage vor Moskau: Burkhart Müller-Hillebrand: »Der Zweifrontenkrieg«, Frankfurt 1969, S. 26f.
- Zu S. 116: Stalin hatte im November 1941 prophezeit, der Krieg werde binnen sechs Monaten, spätestens nach einem Jahr, siegreich beendet sein. So Alexander Werth: »Russia at War 1941–1945«, London 1967, S. 268. Daß man damals in Moskau mit einem Ende der Feindseligkeiten noch vor Ablauf des Jahres 1942 gerechnet hat, berichtet auch Djilas, a.a.O., S. 21.
- Zu S. 116: Stalin sprach damals vom »ultimate kill« (»endgültigen Zusammenbruch«): spätestens Ende 1942 würden die Deutschen geschlagen sein (John Erickson: »The Road to Stalingrad«, Vol. 1, London 1974, S. 286).

- Zu S. 118: Mitteilung Frankfurters in: »Roosevelt and Frankfurter. Their Correspondence«, ed. by Max Freedman, Boston 1967, S. 613.
- Zu S. 118: Bismarck machte die Äußerung über den russischen Soldaten 1888 anlässlich eines Besuches des italienischen Ministerpräsidenten (»Gespräche mit Bismarck«, S. 507). Bei dieser Gelegenheit sprach er auch von der Unterredung zwischen dem Zaren und dem preußischen König.
- Zu S. 119f.: Feldmarschall Mannerheim: »Erinnerungen«, Zürich 1952, S. 388ff.; Marschall Giovanni Messe: »Der Krieg im Osten«, Zürich 1948, S. 202; Ismay, a.a.O., S. 225; Lord Alan Brooke bei Bryant: »Triumph im Westen«, S. 409.
- Zu S. 121: Äußerung Stalins bei Arnold A. Rogow: James Forrestal, New York 1963, S. 248f.
- Zu S. 125f.: Äußerung MaeArthurs vom Nov. 1944 in: The Forrestal Diaries, New York 1951, diejenige vom Nov. 1945 in: Bryant, Bd. II, S. 507f.
- Zu S. 126f.: Djilas, a.a.O., S. 146f.
- Zu S. 132: Bradley, a.a.O., S. 407ff.
- Zu S. 133f.: The Eisenhower Papers, Bd. IV, S. 1351, 2148, 2381, 2407f. Eisenhowers Brief vom 20.10.1944 ist erwähnt bei Ambrose, a.a.O., S. 538.
- Zu S. 135f.: The Patton Papers, Bd. II, S. 677, 707, 709.
- Zu S. 137f.: ZumVorschlag Roosevelts an Churchill vgl.: »Roosevelt and Churchill. Their War time Correspondence«, 1975, S. 603.
- Zu S. 138: J. F. C. Fuller: »A Military of the Western World«, Vol. 3, New York 1956, S. 589.
- Zu S. 138f.: Äußerung Juins zu Patton: The Patton Papers, Vol. II, S. 739.
- Zu S. 139: Äußerung Baldwins: »Kenneth Young: Stanley Baldwin«, London 1976, S. 146. Nach Young hat Baldwin auch erklärt, der Krieg sei erklärt worden »on grounds now seen to be dubious« (»aus Gründen, die jetzt als fragwürdig angesehen werden müssen«).
- Zu S. 141ff.: »Luftkriegsterror: dazu David J. Irving: Und Deutsch-

lands Städte starben nicht. Ein Dokumentarbericht«, hrsg. von Günter Karweina, Zürich 1967; Hans Rumpf: »The Bombing of Germany«, New York 1962; Franz Kurowski: »Der Luftkrieg über Deutschland«, Düsseldorf 1977; Ronald Schaffer: »The Bombing of German Civilians. American Military Ethics in World War II«. *Journal of American History*, Vol. 67, 1980, S. 318ff.; A. Randelzhofer: »Flächenbombardement und Völkerrecht. Festschr. f. F. A. Frhr. v. d. Heydte«, 1977, S. 471ff.

- Zu S. 142: Niederringung Deutschlands allein durch den Bombenkrieg: H. H. Arnold: »Global Mission«, 1949, S. 235 (mit weiteren Nachweisen).
- Zu S. 142: Eingehend über die Neuorientierung des Luftkrieges durch die Direktive vom 14.2.1942 und dessen weitere Entwicklung: das große dreibändige Werk von Sir Charles Webster und Noble Frankland: »The Strategic. Air Offensive against Germany. 1939–1945«, London 1961.
- Zu S. 143: E. L. Burns: »Megamurder«, S. 54.
- Zu S. 144: Die Äußerung des Abg. Stokes ist wiedergegeben bei Irving, S. 225.
- Zu S. 145: Rede Baldwins: *Parliamentary Debates. Commons, Hansard*, Vol. 270, S. 631f.
- Zu S. 146: Über das Memorandum vom 23.10.1939 Webster/Frankland, Vol. I, S. 136f.
- Zu S. 148: Liddell Hart: »Lebenserinnerungen«, 1966, S.145.
- Zu S. 148: Fuller, a.a.O., S. 402 und 404.
- Zu S. 149: Brief Roosevelts vom 11.4.1943, abgedr. in: »Roosevelt and Churchill. Their Wartime Correspondence«, 1975, S. 324. – Brief Churchills vom 2.8.1943 ebendort, S. 364.
- Zu S. 150f.: Über die Ereignisse in Hamburg auch Irving, a a.O., S. 142ff., und Hillary St. Georg Saunders: *Royal Air Force*, Vol. III, London 1954, S. 8f.

- Zu S. 151f.: Zitat Crossmans aus dessen Aufsatz im »New Statesman« vom 3. Mai 1963.
- Zu S. 152f.: Auszüge aus der Rede Lord Portals von 1945 bei Dennis Richards: »Portal of Hungerford«, 1977, S. 166f.
- Zu S. 153: Über den Bischof von Chichester vgl. die Biographie von Ronald C. D. Jasper: »George Bell, Bishop of Chichester«, 1967.
- Zu S. 154: Die Rede des Bischofs ist abgedruckt in: Parliamentary Debates, House of Lords, Vol. 130, S. 737ff.
- Zu S. 156: Angaben über die Zahl der eingesetzten Flugzeuge und abgeworfenen Bomben bei David Irving »The Destruction of Dresden«, 1963, S.5f.,105ff.; Götz Bergander: »Dresden im Luftkrieg«, 1977; Webster/Frankland, Vol. III, S. 108f., und J. F. C. Fuller: »The Second World War«, third edition, 1954, S. 317ff.
- Zu S. 159f.: Churchill und Dresden: Hier ist insbesondere durch die Biographie des Luftmarschalls Lord Portal von Dennis Richards (1977) Klarheit geschaffen worden (S. 191ff.).
- Zu S. 161: Sir Arthur Harris: »Bomber Offensive«, New York 1947, S. 176ff.
- Zu S. 161f.: Verlustzahlen und Schadensschätzungen in: »Der Luftkrieg über Deutschland 1939–1945. Deutsche Berichte und Pressestimmen des neutralen Auslands«, dtv-Dokumente, München 1963.
- Zu S. 163: Der Biograph Lord Alan Brookes, Bryant, schreibt in dem Band: »Triumph im Westen« (S. 612): »Doch das deutsche Volk nahm das nun beginnende Unheil stoischer auf, als das englische Luftfahrtministerium und selbst sein eigener Propagandaminister es erwartet hatten. Die Zerstörung seiner Städte erschien unerträglich, aber es ertrug sie.«
- Zu S. 165: Vorlesungen von Lord Tedder: »Air Power in War«, 4 Lectures. – In seinen Kriegserinnerungen (»With Prejudice«, London 1966) vermeidet es Tedder eben-

falls, auf die Verluste unter der Zivilbevölkerung ausföhrlich einzugehen.

- Zu S. 166: Verschleierungsversuch Churchills: Daröber eingehend Richards, a.a.O., S. 191ff.
- Zu S. 168: Äußerung des Admirals Leahy in seinen Erinnerungen »I was there«, S. 441.
- Zu S. 168: Ausführung unmenschlicher Befehle: Admiral Leahy, der langjähriqe militärische Chefberater der Präsidenten Roosevelt und Truman, behauptet in seinen Erinnerungen, britische Offiziere seien oft nicht mit den an sie ergehenden Befehlen einverstanden gewesen, hätten sie aber trotzdem ausgeföhrt (a.a.O., S. 15).
- Zu S. 169: Der Aufsatz von R. H. S. Crossman ist unter dem Titel »War Crime« im New Statesman, 1963, S. 684, erschienen. Es heißt darin: »The destruction of Dresden in February 1945 was one of those crimes against humanity whose authors would have been arraigned at Nuremberg if that court had not been perverted into a mere instrument of Allied vengeance.« (»Die Zerstörung Dresdens im Februar 1945 war eines jener Verbrechen gegen die Menschlichkeit, deren Urheber in Nürnberg vor Gericht festgestellt worden wären, wenn dieses Gericht nicht ein reines Instrument alliierter Rache gewesen wäre.«) Die Verantwortung liege beim War Cabinet – letztlich also bei Churchill. Die britische Bevölkerung sei bewußt getäuscht worden.
- Zu S. 175ff.: Über »Kollektivschuld« Friedrich Wilhelm Rothenpieler: »Der Gedanke einer Kollektivschuld in juristischer Sicht«, Berlin 1982. Auf die mangelnde Legitimation dem deutschen Volk gegenüber wiesen damals die Mitglieder des Deutschen Missionsrates hin. – Darüber, daß die Kritik bei weitem die Zustimmung überwog, siehe auch Boyens: »Kirchenkampf«, 1973, S. 284. Der Kreis derjenigen, die sich das Stuttgarter Schuldbekennntnis ausdrücklich zu eigen gemacht haben, sei klein gewesen.

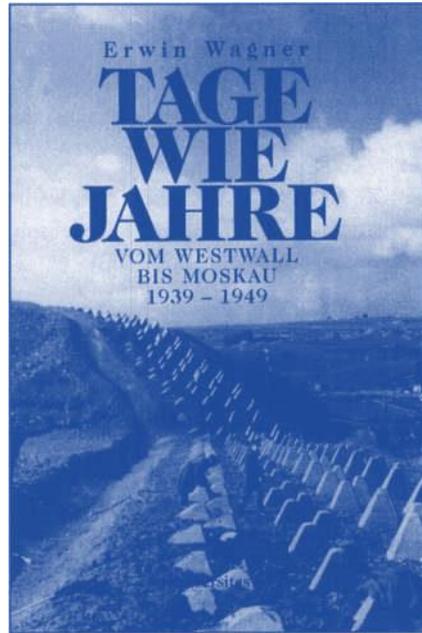
- Zu S. 180: Victor Gollancz: «Stimme aus dem Chaos», Nürnberg 1948, S. 79.
- Zu S. 186: Stalin über die Chancen einer deutschen Wiederaufrichtung. Djilas, a a.O., S. 147. Interessant ist, was Lloyd George Anfang der 30er Jahre, also zu einem Zeitpunkt, in dem Deutschland ebenfalls wirtschaftlich darniederlag, äusserte («Ende der Reparationen», S. 97): «Der Deutsche ist fleissig, intelligent, rasch an Einfällen, und obwohl heute arm, vermögen solche Eigenschaften doch rasch zu Reichtum zu führen.»
- Zu S. 189f.: Was deutsche Unternehmen damals geleistet haben, geht eindrucksvoll aus dem Buch von Paul Kleinewefers: «Jahrgang 1905. Ein Bericht», 2. Aufl., Stuttgart 1977, hervor.
- Zu S. 190: Churchills Wort vom «Phoenix aus der Asche»: Bishop, a.a.O., S. 339.
- Zu S. 191: Lord Alan Brooke über die Verluste im Ersten Weltkrieg, siehe Bryant: «Triumph im Westen», S. 317.
- Zu S. 191: Dass der durch das «Wirtschaftswunder» geschaffene Wohlstand in mancher Beziehung auch korrumpierend gewirkt hat (Abbau von Tradition und Autorität, Schwinden des Gemeinnsinns, Entstehung eines individualistischen und kommerzialistischen Zeitgeistes, allgemeine Demoralisierung usw.), darauf hat in einer Reihe bemerkenswerter, aufrüttelnder Publikationen der Hamburger Nationalökonom Heinz-Dietrich Ortlieb aufmerksam gemacht. Da diese Entwicklung aber kaum der Kriegsgeneration angelastet werden kann, bin ich nicht darauf eingegangen.
- Zu S. 192: Hans Neuhoff: «Die deutschen Vertriebenen in Zahlen», 1978.
- Zu S. 192f: Über die schweren psychologischen Fehler bei der Währungsreform von 1923/24: Schwerin von Krosigk: Memoiren, Stuttgart 1977, S. 95: «Dass hier so viele Menschen durch Liquidation und Inflation in

das Proletariat absanken, trug später wesentlich zu Hitlers Erfolgen bei.« Über den Reichsfinanzminister Otto von Schlieben s. Lutz Graf Schwerin von Krosigk: »Es geschah in Deutschland«, Tübingen 1951, S. 85ff.

Zu S. 199f.: Auch George F. Kennan hat diese Politik als »einfältig« bezeichnet (»Memoiren eines Diplomaten«, Stuttgart 1968, S. 300).

Zu S. 201f.: Nicolai Hartmann: »Ethika, 1926, S. 315ff.

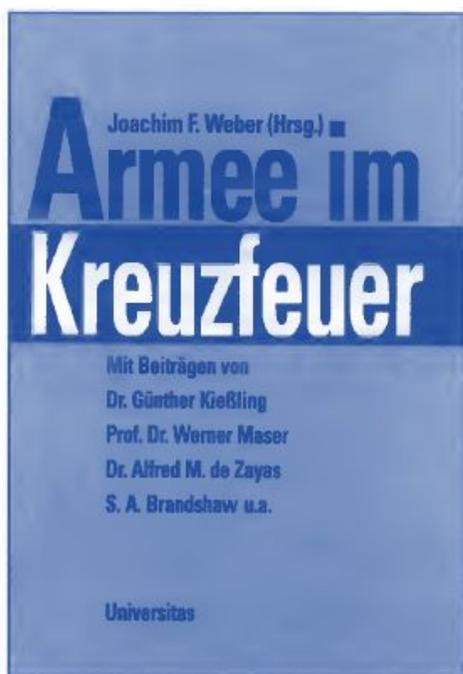
*Ein Mensch im Räder-  
werk des Krieges.  
Wie war es wirklich?  
Wer wusste was?  
Wer war verantwortlich?*



**Universitas**

**D**avongekommen, heimgekehrt, um Zeugnis zu geben, um als Mahnung die Erinnerung wachzuhalten an die Schrecken und die Unmenschlichkeiten des Krieges.

*Die wahre Rolle der  
Bundeswehr in Staat  
und Gesellschaft*



**Universitas**

**K**ritische Fragen zu Bild und Rolle der Wehrmacht und der Bundeswehr im Rahmen der Debatten, die an Grundfesten unseres demokratischen Rechtsstaates rütteln.